

Die deutsche volkswirtschaftliche Theorie im 20. Jahrhundert*).

Von Edgar Salin.

Das Lehrgebäude, das Adam Smith und die klassische Schule in den Zeiten der beginnenden Industrialisierung errichteten, hat in Deutschland frühzeitig scharfe Gegnerschaft erfahren, und wenn auch die ersten Träger dieses Kampfes, Adam Müller und List, mehr in der historischen als in der theoretischen Schule Nachfolge fanden, so war doch hier der Boden des englischen Systems so unterhöhlt, dass sein inneres Brüchigwerden um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland zum völligen Zusammenbruch der «Schule» führte. Mit dem Schwinden des Glaubens an die Allgültigkeit der klassischen Formulierung war die Notwendigkeit gegeben, jede einzelne Lösung neu zu überprüfen, jedes Problem neu durchzudenken, und so entstand statt des systematischen Gebäudes, das die erste Hälfte des Jahrhunderts beherrscht hatte, eine Fülle von Sondertheorien, die ohne Verbindung untereinander Spezialgebiete an- und ausbauten. Es liegt ein Erklärungsgrund des gewaltigen Erfolges des Marxismus darin, dass für Jahrzehnte er allein den Versuch einer Durchleuchtung der gesamten Wirtschaft von einem Zentrum aus unternahm. Systematiken wie die von Adolf Wagner waren zu eklektisch und der geschlossenen Methode erman gelnd, um den leeren Platz auszufüllen und dem Übergewicht der praktisch-historischen Richtung entgegenzutreten, andere Forscher, wie Dietzel, fanden nicht die Kraft zur Vollendung eines unter guten Auspizien begonnenen Werkes. Die stärkste theoretische Leistung und Wirkung wies die österreichische Schule auf, der Carl Menger die fast vergessenen Richtlinien theoretischer Forschung neu erschloss¹⁾ und der in Böhm-Ba-

werk ein Denker von Weltrang und -einfluss erwuchs. Aber auch Böhm-Bawerks «Kapital und Kapitalzins»¹⁾ blieb, wenn auch mit weitestem Umfang und gesamtwirtschaftlichem Überblick, eine theoretische Monographie, die die tiefsten Fragen der Wirtschaftseinstellung und Wirtschaftsorganisation sowie wichtigste Theorien wie die des Geldes nur von ferne berührte. So war zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Lage der deutschen Volkswirtschaftslehre einem Bauplatz vergleichbar, auf dem eine wohleingerichtete Stube neben der andern steht, auf dem aber der Architekt noch fehlt, der aus und über dem Ganzen einen geschlossenen Bau errichtet.

Es ist schliesslich nicht einer gewesen, sondern eine grosse Zahl der namhaftesten deutschen Gelehrten, die an der Aufgabe des Neubaus sich versuchten. Wer über ihre Lösungsvorschläge berichten will, wie es Aufgabe und Absicht dieser Studie ist, muss auf die bisher kurz skizzierte, historische Lage hinweisen, wenn anders nicht das Problematische und Unvollkommene der meisten Werke stärker als verdient hervortreten soll; denn so gewiss der Bau im Kleinen manchem, der an dem Ganzen scheiterte, hätte gelingen können und so gewiss auch und gerade der Bau im Kleinen ein Höchstmass von Selbstzucht und Härte erforderte, das in sich schon Gewähr dauernden Wertes bot, so war doch, nachdem die grosse Aufgabe einmal gesehen war, die innere Verlockung zum Mitbewerb und auch das anspornende Interesse weiter wissenschaftlicher Kreise zu gross, als dass sich die jüngern, selbständigen und theoretisch arbeitenden Forscher diesem Ruf der Zeit hätten entziehen können. Nicht von ihnen allen soll hier die Rede sein, sondern nur von den wenigen, die in dem Werk der Zeit ein eigenes zu geben hatten, und nur von denen, die das *gesamte* Gebiet der Wirtschaft zu überdecken suchten. Durch diese letzte Einschränkung fallen die zwei Werke aus dem Rahmen unserer Besprechung, die in der selbstgewählten Begrenzung auf ein kleineres Gebiet dort eine runde Leistung von bleibender Bedeutung boten, gerade dadurch sich aber dem Bewerb um das neue System der gesamten Wirtschaft entzogen: *G. F. Knapps*

*) Indem ich, einer Aufforderung der Redaktion folgend, mich dazu entschliesse, im Rahmen einer Literaturbesprechung eine Übersicht über die neuere deutsche Theorie zu geben, bin ich mir der Schwierigkeiten wohl bewusst, die infolge der persönlichen und werkhafteu statt sachlichen und problemhaften Aneinanderreihung für den Leser entstehen müssen. Aber da die Leistung einer solchen Überschau nie darin liegen darf, dem Leser die eigene Arbeit abzunehmen, sondern nur, ihn über das Ganze zu unterrichten, ihm eine Wertvergleichung zu ermöglichen und zu eigener Durchforschung der ihm wichtigen Werke aufzufordern, so hoffe ich, ihm dafür die geeignete Grundlage zu bieten.

¹⁾ *Menger*, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere. 1883.

¹⁾ 1. Aufl. Innsbruck 1884; 3. Aufl. 1909.

Staatliche Theorie des Geldes¹⁾ und *Alfred Webers* Theorie des Standorts der Industrien²⁾. Und es bleiben als wichtigste Träger des theoretischen Kampfes die Österreicher Spann, Schumpeter, Amonn und Wieser, die Deutschen Liefmann und Oppenheimer, der Schwede Cassel — und sekundierend treten in leichtern Waffen neben sie Gottl und Oswald. Wenn von ihren Leistungen im folgenden berichtend und kritisch gesprochen wird, so soll der Nachdruck auf dem Bericht liegen, der erst eine gerecht vergleichende Betrachtung und die Erkenntnis der engen Verwandtschaft mancher sich scharf bekämpfenden Lösungen ermöglicht. So verlockend es wäre, schon heute im einzelnen die Leistung zu wägen und einzureihen, so soll doch dieses dem Fortgang der Zeit überlassen bleiben, deren Urteil in Forderung und Richtspruch unerbittlicher lauten und doch dem Betroffenen weniger hart, der Geschichte unserer Wissenschaft gültiger klingen wird.

* * *

Oswald.

«Diese Schrift gilt dem Versuch, weitere Kreise für Fragen der Wirtschaftstheorie zu interessieren.» Mit diesen Worten, die die «Vorträge über wirtschaftliche Grundbegriffe» von *Oswald*³⁾ einleiten, ist der Boden und das Ziel der Schrift recht deutlich gekennzeichnet. Es ist kein neues System, das hier gesucht wird, sondern auf der Grundlage der österreichischen Lehren wird in literarisch vollendeter Form der Problemkreis der Wirtschaft durchforscht und fasslich dargestellt.

Oswald geht aus von den wirtschaftlichen Tatsachen und Vorgängen, die nach seiner Auffassung bestehen bleiben und ihre Geltung behalten, gleichviel, welche Ordnung der Sozialwirtschaft, welches Gesellschaftssystem in einer konkreten, historischen Zeit die Verbindung der Wirtschaften oder die Verteilung der Güter bestimmt. Er stellt die Bedürfnisse und die Güter, die Wirtschaftlichkeit usw. als natürliche, durch gesetzgeberische Massnahmen nicht erreichbare Tatsachen gegenüber jener andern Gruppe, die wie Lohn, Gehalt, Zins usw. nur die Konsequenz einer bestehenden gesellschaftlichen Satzung sind. Zugrunde liegt die Anschauung (nicht ganz glücklich formuliert in der Einleitung zur 3. Auflage), dass Wirtschaftslehre und Gesellschaftslehre sich zueinander verhalten «wie zwei sich schneidende Kreise; das von beiden gedeckte Gebiet ist die Volkswirtschaftslehre. Daher es ein Verstoss

¹⁾ 1. Aufl. München 1905; 2. Aufl. 1918.

²⁾ Über den Standort der Industrien. Erster Teil: Reine Theorie des Standorts. Tübingen 1909.

³⁾ 1. Aufl. Jena 1905; 3. Aufl. 1920. Zitiert nach der 2. Aufl., von der die 3. nur einen um ein Vorwort erweiterten Wiederabdruck darstellt.

gegen die Logik ist, die Berechtigung einer Wirtschaftslehre mit der Begründung zu bestreiten, dass die Lehre von der Volkswirtschaft einen Teil der Gesellschaftslehre bilde». Es wird von diesem Problem noch verschiedentlich und eingehender zu reden sein; Oswald selbst dienen diese wie andere methodische Erörterungen nur zur Sicherung seines Standpunktes, Weges und Zieles, ohne dass sie ihm selbständige Bedeutung gewinnen — die sonst bestehende und selten vermiedene Gefahr, dass über der Erörterung des «Wie» die Aufgabe vergessen und das sachliche Problem hinter dem methodischen zurückgestellt wird, ist dadurch für ihn nicht existent. Auch der nicht minder häufige und nicht häufiger fruchtbare Streit um die Grundbegriffe ist für ihn bedeutungslos, da ihm die Bedeutung der Ausdrücke: Bedürfnis, Gut, Nützlichkeit als durch den allgemeinen Sprachgebrauch genügend festgestellt gilt (S. 7). Definiert wird dagegen und in längern Erörterungen klargelegt die wirtschaftliche Aufgabe. Gegenüber älteren Auffassungen, die, fussend auf einer objektiven Theorie der Bedürfnisse, Wirtschaften als Bedürfnisbefriedigung schlechthin oder tautologisch als Erstreben des grössten Nutzens mit den geringsten Kosten bezeichnen, wird als wesentlich hervorgehoben, dass die Berücksichtigung der *Gesamtheit* der Bedürfnisse und *aller* Verwendungsmöglichkeiten eines Gutes die wirtschaftliche Aufgabe darstellt. «Richte jeden einzelnen Akt der Produktion und der Konsumtion so ein, wie es einer zweckmässigen Verteilung *aller* Güter und Produktionselemente auf die *Gesamtheit* der Bedürfnisse entspricht» (S. 30), — mit dieser Umschreibung des Zieles der Wirtschaft ist endgültig der Versuch, Rangklassen und Grössenordnungen der Bedürfnisse aufzustellen, als ausserwirtschaftlich erklärt und seiner Wichtigkeit im Rahmen der ökonomischen Theorie entkleidet. An die Stelle der objektiven Bedürfnislehre, die zuletzt noch Brentano¹⁾ dargestellt hat, die aber von allen wirklichen Theoretikern nun aufgegeben ist, tritt so bei Oswald die neue Lehre vom «*Bedarfssystem*», und er kann daher die eben ausführlich bezeichnete wirtschaftliche Aufgabe in prägnanter Knappheit umreissen als: Herstellung des richtigen Bedarfssystems.

Es sind drei Faktoren, die das Bedarfssystem bestimmen. Nur einen Faktor stellen die natürlichen Bedürfnisse, Eigenschaften, Neigungen dar, die man ehemals als «Stärke der Bedürfnisse» zum Mittelpunkt der Bedürfnisse machte: Es ist der innere Faktor, der Wunsch, das Streben (S. 34 f.), das die Richtung des Systems bestimmt. Den zweiten Faktor stellt das Einkommen dar, worunter Oswald das Mass der Güter versteht, die einem Subjekt innerhalb eines Zeitraumes

¹⁾ *Brentano*, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, München 1908.

zufließen (S. 33), den dritten Faktor die Kosten der Bedürfnisbefriedigung, worunter er diejenigen anderweitigen Bedürfnisbefriedigungen versteht, auf die man, um jene zu haben, verzichten muss. Faktor 2 und 3 sind die äussern Faktoren, die gegenüber der innern Richtung das Mass der äussern Erfüllbarkeit bezeichnen, die aber zugleich rückwirkend auch den Inhalt des Strebens bestimmen.

Es sind zwei Vorteile, die die Oswaltsche Fassung der wirtschaftlichen Aufgabe vor der üblichen: Erreichung eines Nutzens mit geringsten Kosten, voraus hat. Zum ersten wird von Anbeginn an gezeigt, dass die wirtschaftliche *Theorie* des durch die Praxis ausgebildeten und geläufigen Begriffes der Kosten nicht bedarf, eines Begriffes, der als Abkürzung vielleicht nützlich sein kann, der aber allzuleicht den Eindruck hervorruft, dass es sich hier um eine objektive, von dem Nutzen dem *Wesen* nach verschiedene Grösse handelt, während nur eine andere Erscheinungsform vorliegt. Zweitens zieht sie, wie Oswalt selbst mit Recht hervorhebt (S. 37), einen scharfen Trennungsstrich zur Technik; hiermit ist ein Problem angerührt, das uns noch verschiedentlich beschäftigen wird; denn wie jede Zeit ganz bestimmte Probleme herausgreift und mit besonderer Intensität behandelt, so befasst sich heute eine grosse Zahl namhafter Theoretiker gerade mit diesem Problem der Abgrenzung von Wirtschaft und Technik.

Nach dieser grundlegenden Bestimmung der wirtschaftlichen Aufgabe ergibt sich für Oswalt, der stets von der Wirklichkeit der Dinge auszugehen und zu ihr zurückzukehren strebt, die Notwendigkeit, die Preistheorie unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, ob das *Rentabilitätsprinzip*, das die Praxis leitet, mit dem wirtschaftlichen Prinzip der Theorie in Übereinstimmung zu bringen ist. Zu diesem Zwecke wird — wir heben nur das Oswalt Eigene hervor und übergehen die vielen Punkte, wo er in logisch sauberer, schrittweise ergiebiger Darstellung bekannte Resultate in neuer, anschaulicher Form bietet — die Frage nach der Preisbildung im freien Tauschverkehr aufgeworfen und unter genauer Analyse der psychischen und wirtschaftlichen Vorgänge die Wertschätzung und Preisfeststellung in lebendigen Beispielen geschildert¹⁾.

¹⁾ Im einzelnen liesse sich hier mancherlei einwenden. Das bekannte Beispiel der 3 Säcke Korn, das die Wertschätzung von Gütern eines gegebenen Vorrats nach dem geringsten Nutzen, der von dem letzten Quantum abhängt, nach dem Grenznutzen also zu erläutern bestimmt ist, wird zwar modifiziert vorgetragen: Die Anführung dreier Brote statt der Säcke Korn beseitigt einige wesentliche Bedenken. Aber auch Oswalt löst das Beispiel nicht genügend auf. Die Behauptung, dass von dem einzelnen Brot das Halten des Papageis abhängt, ist insofern unrichtig, als hier ein *festes* Güterquantum dem einzelnen Bedürfnis gegenübergestellt wird. Davon kann aber weder praktisch noch theoretisch die Rede sein, vielmehr lehrt, wie hier nur kurz anzudeuten ist, die Erfahrung — und Oswalts frühere, richtige

Oswalts Leistung auf dem Gebiete der Preislehre liegt in der Schaffung des Begriffes der doppelten Obergrenze. Indem er Klarheit darüber gibt, dass die «Kosten» die gleiche Erscheinung, nur von einer andern Seite aus, bezeichnen wie der «Nutzen» (S. 35 f., 78), hat er die Möglichkeit, einerseits die Wertlehre als Nutzenlehre bis zu Ende durchzuführen, andererseits den *Begriff* der Kosten nach Belieben zu verwenden, wenn es sich um die Darstellung und Differenzierung zweier oder mehrerer Arten von Wertschätzung oder Subjekte der Wertschätzung handelt. So wird im Falle der Bewertung von beliebig vermehrbaren Gütern festgestellt, dass (S. 75) «niemand ein Gut *höher* bewerten wird als nach dem Aufwand, der zu seiner Beschaffung erforderlich und ausreichend ist, d. h. nach den notwendigen Herstellungskosten» — eine Formulierung, die an sich nicht neu ist, aber an Anschaulichkeit und theoretischer Klarheit ausserordentlich gewinnt durch den genannten Begriff. Wie ein Pfeil, in dessen Flugrichtung ein undurchdringliches Hindernis steht (S. 76), nicht weiter fliegen kann als bis zu dem Punkt, der seiner Schwingkraft entspricht, aber auch nicht weiter, als bis zu dem Standort des Hindernisses, und wie er tatsächlich von diesen zwei Punkten den *nähern* erreichen wird — so kann auch ein Produkt, dessen Neuproduktion nichts entgegensteht, nicht mehr Wert besitzen als seine notwendigen Bestandteile zusammengerechnet, aber auch nicht mehr als dem von dem Produkt abhängigen Nutzen entspricht. Nutzen- und Kostengrenze bilden derart eine zweifache Obergrenze, von der jeweils die niedere den effektiven Wert des Gutes bestimmt, während die andere Grenze nur virtuell besteht¹⁾.

Arbeit und Bodennutzung stellen für Oswalt nur Sonderfälle der allgemeinen Wertlehre dar. Ohne sich mit den Sozialisten näher auseinanderzusetzen²⁾, weist

Erwägung, dass der Vorrat auf das Bedürfnis zurückwirkt, beweist das gleiche —, dass beim Verlust etwa *eines* Brotes nicht das Bedürfnis der Papageienhaltung ganz unbefriedigt bleibt, sondern dass, zumindest versuchsweise, sämtliche Bedürfnisse beschränkt und mit einem kleineren Quantum befriedigt, wirklich befriedigt werden. Wo die *Grenze* der Einengung der Bedürfnisse liegt, kann der Ökonom nicht feststellen; sie ist ihm als Datum, physiologisch, gegeben. Was er jedoch beschreiben und erklären muss und kann, ist die Tatsache, dass der Grenznutzen nicht ein objektives, sondern ein subjektives, augenblickliches Abhängen des Bedürfnisses von einem bestimmten Güterquantum bezeichnet. Mit der Änderung des Vorrats findet eine Wandlung des gesamten Bedarfssystems statt, eine Wandlung, die als Voraussetzung und Begleiterscheinung eines dauernden *Ausgleichs der Grenznutzen* bedarf.

¹⁾ Das Beispiel wird erst ganz fruchtbar, ja sogar erst dann ganz richtig, wenn eine Einbeziehung des Preises stattfindet. Hierüber in anderem Zusammenhang mehr.

²⁾ Aus pädagogischen Gründen ist hier (S. 85) wie sonst bei Erwähnung eines Schriftstellers (S. 34 u. a. m.) zu wünschen, dass der Verfasser in spätern Auflagen durch Zufügung kurzer, namen- und literaturnennender Anmerkungen hinter dem Text dem ernstlich Studierenden den Weg zur Weiterarbeit weise.

Oswald nach, dass der Wert¹⁾ der Arbeit von der Tatsache der Lust- oder Unlustgefühle unabhängig ist, dass er vielmehr ausschliesslich auf den allgemeinen Wertvoraussetzungen beruht, der Nützlichkeit und der relativen Knappheit. Ebenso wird die prinzipielle Frage, ob die Nutzung des Bodens Wert hat, wirtschaftlich gewandt, und es wird festgestellt, dass es eine Tatfrage ist, ob Grund und Boden Wert hat — wenn ein Grundstück nützlich ist und an derartigen Grundstücken relativer Mangel besteht, so hat das Grundstück und seine Nutzung Wert, sonst nicht.

Erst auf Grund der Aufzeigung des Parallelismus zwischen den verschiedenen Elementargütern geht Oswald zur Darlegung der Besonderheit der Bodennutzung, ihrer Rolle als residual claimant über. Seine Darstellung bildet einen eindringlichen Beweis für die Tatsache, dass eine Reihe von Schwierigkeiten, die im Weg der einzelnen Theorien lagen, nicht aus dem Problem, sondern aus der Vereinzelung der Behandlung folgten. Aus der bisherigen Literatur wohlvertraute Theorien werden durch die Einfügung in das Gesamt der Wirtschaftslehre weit lebendiger und leichter verständlich — spielender lässt sich die Funktion des «residual claimant» wohl kaum erklären, als, unter Rückgreifen auf frühere Begriffsformulierung, im Hinweis auf die Tatsache, dass die «Gruppe», innerhalb deren sich der «Gruppenwert» des einzelnen Bodens bildet, kleiner, die Vertretbarkeit geringer ist als bei Arbeit und Kapitalnutzung. Auch gegen die Einrechnung des Wertes der Bodennutzung in die Produktionskosten wird in der Form, in der sie der Verfasser vorträgt, selbst der strenge, von ihm warnend genannte Examinator nichts einzuwenden haben. Nicht unbedenklich ist dagegen die Art, wie Oswald im Anschluss an einen ältern, doch wenig empfehlenswerten Brauch eine Produktion, die sich unter Anhäufung von Arbeitsleistungen und Naturgütern, d. h. unter Verwendung von Kapital vollzieht, «kapitalistisch» (S. 17 f., 107 ff.) nennt. Nachdem sich, beeinflusst von Marx, Sombart und Max Weber, aber mit dem Recht und der Wucht blitzartig eine ganze Epoche erleuchtender Erkenntnis, die Begriffe «Kapitalismus», «Kapitalist», «kapitalistisch» mit einem besondern, historischen und geistigen Gehalt gefüllt haben, ist es gerade für den Anfänger verwirrend, wenn ihm hier Worte als wirtschaftstechnisch und von überhistorischer und übersozialer Geltung vorgeführt werden, deren eng beschränkten historischen Sinn ihn dann die Mehrzahl heutiger Kollegs und Schriften erfassen lehren. Der Klarheit wegen

¹⁾ Der sonstigen Exaktheit der Formulierung, wie sie in einer Einführung schlechthin unumgängliche Voraussetzung ist, entspräche es mehr, wenn hier (S. 55) von *Tatsache* des Wertes gesprochen würde. Das von Oswald bekämpfte Argument ist, wie seine eigenen Darlegungen (S. 86) zeigen, nicht ganz hinlänglich für die *Grösse* des Wertes.

und zur Erreichung des von Oswald selbst gesteckten Zieles wäre es hier und in aller Theorie daher gut, man könnte sich darüber einigen, eine Produktion, die nur «Kapital» = produzierte Produktionsmittel verwendet, als «kapitalmässige» oder «kapitale» Produktion zu bezeichnen.

Für die Erklärung des Zinses hat Oswald in einigen Aufsätzen¹⁾, teilweise anlässlich einer Diskussion mit Böhm-Bawerk, den Ausführungen seines sechsten Vortrages eine wesentliche Erweiterung gegeben. Die dazwischenliegenden Jahre haben den Eindruck, dass in diesem Kampf Böhm-Bawerk unterlegen ist und dass die Böhm-Bawerksche Ableitung des Zinses aus der verschiedenen Schätzung von Gegenwarts- und Zukunftsgütern sich in dieser Weise nicht halten lässt, wohl bereits allgemein verbreitet. Wenn ein Bedenken gegen Oswald geltend zu machen ist, so gegen seine Erklärung des Realzinses (119 f.). So richtig es ist, dass, wenn jeder Kapitalist (richtiger: «Kapitalbesitzer») sein Kapital selbst benutzte, nur der Leih- und Mietzins wegfiel, so trage ich doch Bedenken, den bleibenden Gewinn als Realzins zu bezeichnen, falls eine allgemein-wirtschaftliche Theorie aufgestellt werden soll. Der Zins ist stets ein Zeichen der Geld- oder Kreditwirtschaft — allgemein wirtschaftlicher Vorgang ist dagegen die Tatsache, dass die Verwendung dieser Art von «Kapital» einen Ertragsüberschuss, einen Profit im Sinne der Klassiker bringt, und es scheint mir zweckmässig, hier nur allgemein von Kapitalgewinn zu sprechen. Sein Unterschied gegenüber dem Zins und gegenüber den beliebten Robinsonbeispielen liegt darin, dass keine Grössenfestsetzung geschehen kann, da weder Zurechnung noch anderweitige Wertfeststellung möglich ist.

In der Zusammenfassung des Schlussvortrages berücksichtigt Oswald auch die vorher nicht behandelte Frage des Monopolpreises. So verdienstvoll es theoretisch ist, dass hier der Monopolpreis als Sonderfall, nicht Gegensatz der allgemeinen Preisbildung erkannt ist, so könnte doch hier ein Beispiel den didaktischen Zweck der ganzen Ausführungen besser fördern, vor allem aber gerade dem Anfänger veranschaulichen, dass, entgegen vielen politischen Vorurteilen, der Monopolpreis, wie sich an kleinen Rechenbeispielen leicht zeigen lässt, ebenso niedrig als der Konkurrenzpreis, ja niedriger stehen kann; diese Ergänzung sollte gerade heute der Wissenschaftler auch theoretisch der Erläuterung der — freilich bestehenden — *Gefahr* des Monopols zur Seite stellen. Alle solchen Einzelausstellungen haben aber wenig zu bedeuten gegenüber der strengen Sachlichkeit, Geschlossenheit und Durchdachtheit des Buches als Ganzes, und sie besagen um so weniger, als Absicht und Leistung der Vorträge nicht so sehr in der Übermitt-

¹⁾ Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N. F., I, S. 5 etc.

lung einer Fülle von Wissensstoff denn in der Anleitung zum ökonomischen Denken bestehen. Im ganzen wird man daher das Oswaldsche Buch als willkommene Ausfüllung einer schmerzlich empfundenen Lücke begrüßen dürfen: Die Einführung in die Wirtschaftslehre, wie sie in französischer Sprache etwa Gide vermittelte, während bei uns Conrads kleine Einleitung doch allzu sehr an der Oberfläche blieb — diese Einführung besitzen wir nun in Oswalds Vorträgen, und wenn sie auch weder die Originalität noch die Gewichtigkeit noch den Anschauungsreichtum des grössten ökonomischen Schul- und Lesebuches der Vergangenheit besitzen und erstreben, so wird man doch gerade heute dem Anfänger lieber Oswalds theoretisch scharfe Formulierungen zur Grundlegung empfehlen als jenes, in seiner auch heute noch wirksamen pädagogischen Kraft im Universitätsunterricht erprobte¹⁾, alte Einführungswerk: John Stuart Mill's «Principles of Political Economy».

* * *

Nicht in diesem Zusammenhang zu betrachten ist die nicht geringe Zahl von Einleitungen oder Systemen der Volkswirtschaftslehre, die bei oft grossem Selbstbewusstsein und entsprechender Seitenzahl weder für die theoretische Neubildung, noch für die zusammenfassende Gestaltung früherer Ergebnisse einen wesentlichen Beitrag geliefert haben. Nur ein Werk ist noch zu nennen, das, obwohl von einem Russen geschrieben, im wesentlichen auf dem Boden der deutschen Theorie eine haltbare und gründliche Einführung bietet: Die «Grundzüge der Volkswirtschaftslehre», von W. Gelesnoff²⁾. Gelesnoff gibt in 18 Vorträgen eine knappe Übersicht über die Hauptprobleme unserer Wissenschaft, er zeigt die philosophischen Voraussetzungen der Lehre, die staatlichen und sozialen Grundlagen der Wirtschaft und geht hiermit, wie mit der Darstellung der wichtigsten Epochen der Dogmengeschichte und der Stellung ihrer Hauptvertreter zu den einzelnen Problemen weit über Rahmen und Ziel des Oswaldschen Buches hinaus. Dieser Vorzug des Stoff- und Wissensreichtums verwandelt sich jedoch in einen eindeutigen Nachteil, dadurch, dass Gelesnoff sich nicht zu Oswalds freier Darstellung der allgemeinen Wirtschaftstheorie erheben kann, vielmehr, ohne Wirtschafts- und Volkswirtschaftslehre zu trennen, einseitig von marxistischem Standpunkt die theoretischen und geschichtlichen Probleme behandelt. Das Buch ist dadurch in seinen historischen Ausführun-

¹⁾ Der Grad der Vergessenheit dieses in England bis vor kurzem die Schulen beherrschenden Buches in Deutschland wird dadurch beleuchtet, dass seit Jahren keine vollständige deutsche Ausgabe existiert. Eine Neuauflage in der «Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister» (1913) ist über den ersten Band (Mill, Buch I—III) nicht hinausgelangt.

²⁾ In Übersetzung von E. Altschul. Leipzig 1918.

gen nicht immer zuverlässig, und man wird es nur den Studierenden empfehlen dürfen, die schon ein grösseres Mass von Kenntnissen als Grundlage kritischer Beurteilung sich erworben haben. Für diese kann das Buch tatsächlich das sein, was der Übersetzer (Vorwort I) verspricht: Ein Lesebuch mehr als ein Lehrbuch — die Geschichte der Theorie jedoch hat keinen Anlass, sich mit dem Buch auseinanderzusetzen, da es seiner eigenen Absicht nach sich von theoretischer Neuerung fernhält.

* * *

Schumpeter.

Unsere kleine Abschweifung, die mehr die Nichtberücksichtigung verschiedener Werke in dieser Besprechung rechtfertigen als Unbeachtetes der Vergessenheit entreissen will, zeigt, dass der Stand der Theorie zur Zeit der Jahrhundertwende für einige Forscher so eindeutig und ihre Ergebnisse so gesichert erschienen, dass sie ohne eigenen produktiven Beitrag einen blossen Versuch, das Fazit zu ziehen, für möglich und erfolgversprechend hielten. Oswald besass demgegenüber die Sauberkeit, nur den Teil zu behandeln, der durch fremde und eigene Forschung tatsächlich überdeckt war, dagegen all die Fragen auszuschneiden, wie nach dem Verhältnis von Volkswirtschafts- und Wirtschaftslehre, nach den volkswirtschaftlichen Theorien, nach dem Wesen und der Funktion des Geldes, die weniger geklärt waren und die durch solche Auslassung — nicht anders wie durch das meist missverständene Übergehen der *ökonomischen* Theorie des Geldes seitens Knapps¹⁾ mehr in ihrer besondern Bedeutung anerkannt denn in ihrer Wichtigkeit geleugnet wurden. Andererseits verriet jedoch das Gefühl der Notwendigkeit solcher Beschränkung ein starkes Misstrauen in die Haltbarkeit derjenigen Anschauungen, die unserer Wissenschaft einst den Namen gaben. Zu Roschers Zeit hätte das Wort «Nationalökonomie» und früher und später das Wort «Volkswirtschaftslehre» sich kaum so weitgehend ausschalten lassen, wie es in Oswalds Wirtschaftslehre der Fall ist und wie es für andere Theoretiker — wie wir noch sehen werden — die Reinlichkeit befehlen müsste.

Es waren drei Lösungen aus dieser Verstrickung möglich: Entweder man erkannte den anationalen Charakter der neuen Lehre und stülpte ihr eine allgemeine Lehre der Sozialwirtschaft über, eine «Sozialökonomik» etwa, wie sie der noch mehrfach zu nennende «Grundriss der Sozialökonomik»²⁾ geben wollte. Oder

¹⁾ Vgl. hierzu die in ihrer Bedeutung meines Wissens nur von Liefmann erkannten Bemerkungen Knapps im Anhang zur 2. Aufl. der «Staatl. Theorie des Geldes», S. 434 ff.

²⁾ Grundriss der Sozialökonomik (zitiert: G. d. S.), herausgegeben von Max Weber u. a. Tübingen 1914 ff. Bisher erschienen: I. Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft. II. Die

man versuchte das Wort «Nationalökonomie» mit neuem Inhalt zu füllen und ihm einen Raum von solcher Weite zu geben, dass individuelle und soziale, personale und nationale Ökonomie darin Platz finden konnten. Oder drittens: Man kehrte sich nicht an den alten Sinn, sondern legte einem noch so andersartigen, Neubestimmten «Erkenntnisobjekt» den Namen «Nationalökonomie» bei. *Joseph Schumpeter* war der erste, der diesen Weg der Neuformung beschritt. Seit dem Jahre 1908 hat er in verschiedenen Werken¹⁾ mit der Aufgabe des Neubaus der gesamten Ökonomie gerungen, und es ist ein logisch geschlossener, von einer immanenten Kritik kaum antastbarer Bau, den er errichtet hat. Wenn trotzdem seine Lehre sich wohl viele Freunde gewann, sich aber nicht als Ganzes durchzusetzen vermochte, so kann, soweit nicht einfache Missachtung der Theorie vorliegt, Schuld daran nur der geistige Grund sein, auf den sie gebaut ist. Das bestätigt auch hier, besser und sachlicher als jede äussere Kritik, eine eindringende, reine Darstellung des Aufbaues seines Werkes.

Mit einer ruhigen Schlichtheit, die heute, in einer Zeit marktschreierischer Anpreisung der eigenen, oft nur im Urteil des Autors originalen Lehren, an sich schon ein Verdienst ist — geleitet von dem «Bestreben, weiterzubauen, ohne mehr als unbedingt nötig niederzureissen» (I, S. IX) —, getragen von der Erkenntnis, dass der Bau der klassischen Theorie in Trümmern liegt, die neue Theorie aber weder ihr Verhältnis zur alten, noch auch nur ihren eigenen Weg geklärt hat, unternimmt es Schumpeter, «das Wesen und den Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie» in kritischer Durchforschung der Probleme von innen her zu erfassen. Damit wird jenseits des Methodenstreites, der seit Schmollers Kampf gegen Menger die Wissenschaft beunruhigt hatte — in einer Ebene, die den Kampf als Missverständnis erweist, als Trennung von Untrennbaren, von Begriff und Erscheinung, von Theorie und Geschichte, die aber doch Schmollers anscheinenden Sieg gerade vor ihrer Höhe ins Nichts versinken lässt — der theoretische Bau begonnen, dessen Gelingen schon an sich, als Tatsache und Leistung, die Theorie

natürlichen und technischen Beziehungen der Wirtschaft. III. Wirtschaft und Gesellschaft (Max Webers posthumes Werk). V. Güterverkehr, Handel, Bankwesen. VI. Güterproduktion, Industrie-, Berg-, Bauwesen. VII. 1. Land- und forstwirtschaftliche Produktion.

¹⁾ «Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie» (zitiert: I), Leipzig 1908; «Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung» (zitiert: II), Leipzig 1912. Ergänzend u. a.: «Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte» (G. d. S. I, S. 19 ff.); «Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige». Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 44, S. 627 ff.

Ferner verschiedene Aufsätze im gleichen Archiv, in Schmollers Jahrbuch und in der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung.

rechtfertigen musste. Gleichzeitig aber wird schon durch diese Anlage die Theorie selbst relativiert oder, wenn man lieber will, pragmatisiert. Statt des leidenschaftlichen, politischen Ethos, das die Theorien zu bewussten Exponenten verschiedener Weltanschauungen gemacht hatte, prüft eine naturwissenschaftliche Sachlichkeit jede einzelne Theorie am zugehörigen Objekt, und an Stelle des absoluten und weltanschaulichen Gegensatzpaares «wahr» und «falsch» tritt — mit dem innern Recht der Relativität angesichts einer Theorie, wie der ökonomischen, die die wechselnde Wirklichkeit zu überdecken bestimmt ist — das Gegensatzpaar «zweckmässig» und «unzweckmässig», «praktisch» und «unpraktisch», — keine neue Erkenntnis (vgl. Oswald, S. 70 u. a.), aber neu in der Anwendung auf die gesamte Theorie. Im Zentrum der Darstellung steht das Gleichgewichtsproblem, ihr eigentliches Fundament gibt die Scheidung zwischen «Statik» und «Dynamik» der Volkswirtschaft, eine Scheidung, deren Herkunft aus der amerikanischen Theorie Schumpeter selbst betont, die jedoch bei ihm vertieft und ausgebaut und nur bei ihm so zum Grund des Ganzen geworden ist, dass Annahme oder Ablehnung des ganzen Systems hiervon abhängt.

In einem ersten Teil «Grundlegung» erläutert Schumpeter die philosophischen und methodologischen Voraussetzungen seines Vorgehens an den Grundproblemen seiner Theorie. Die Einsicht, die unserer Wissenschaft in frühern Jahren viel unnützen, weil resultatlosen Kampf erspart hätte, dass «eine Diskussion über Methodenfragen nur im Zusammenhang mit praktischer, wissenschaftlicher Arbeit Sinn hat» (I, S. 7), führt ihn dazu, seine Kernfrage nach Natur, Wert und Entwicklungsfähigkeit der Grundlagen, Methoden und Hauptresultate der reinen Ökonomie (I, S. 20) nicht absolut und nicht im Nebeneinander der Fragestellung, sondern relativ in ihrer wechselnden Beziehung und Bedeutung zu behandeln. Hierbei unterbleiben mit Bedacht alle prinzipiellen Erörterungen, vielmehr wird als Ausgangspunkt die konkrete Gruppe von Resultaten gewählt, die man «gemeinhin» als reine Ökonomie bezeichnet, und die Frage gestellt, wie man mit dem geringsten Aufwand von Voraussetzungen und Obersätzen in ihren Besitz gelangen kann (I, S. 25). Als grundlegend ergibt sich dann die Tatsache, dass¹⁾ alle «ökonomischen Quantitäten» in gegenseitiger Abhängigkeit stehen, dass sie, in Schumpeters Terminologie, die Elemente eines Systems bilden, das beim Fehlen einer Tendenz zur Änderung den «normalen» oder «natürlichen» Zustand der Quantitäten verwirklicht und sich als

¹⁾ Hier wie bei spätern Zitaten sind Sperrungen des Originals ohne besondern Hinweis unterlassen, da die Besprechung schon in der Auswahl, die sie trifft, die vom Autor durch drucktechnische Mittel erstrebte Hervorhebung einzelner Stellen gibt.

Ganzes im Gleichgewichtszustand befindet. Die Aufgabe der Theorie ist es, wenn irgendein Zustand einer Volkswirtschaft gegeben ist, jene Änderungen der Quantitäten abzuleiten, welche im nächsten Augenblicke vor sich gehen werden, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. «Diese Ableitung ist es, die wir ‚Erklärung‘ nennen. Sie wird bewerkstelligt durch Beschreibung jener Abhängigkeitsverhältnisse, so dass wir unsere Aufgabe als Beschreiben unseres Systems und seiner Bewegungstendenzen definieren können. Ist dieselbe in eindeutiger Weise möglich, ohne im Laufe des Gedankenganges auf materielle Sätze anderer Disziplinen Bezug nehmen zu müssen, so gibt es eine in sich abgeschlossene Disziplin der Ökonomie. Die Sätze, aus denen die Beschreibung besteht, nennen wir *dann* ökonomische Gesetze, wenn sie von hinreichender Bedeutung sind.» Ihre «Gesamtheit macht die Disziplin der ‚reinen‘ oder ‚theoretischen‘ Ökonomie aus» (I, 28 f.).

Diese grundlegenden Sätze, die wir wegen ihrer Wichtigkeit für Schumpeters ganzes System und als den entscheidenden Punkt für jede kritische Stellungnahme im Wortlaut geben, scheiden mit Willen jede von Bedürfnisbefriedigung sprechende Definition als physiologisch oder technisch infiziert, jede auf dem «wirtschaftlichen Prinzip» basierte Definition als zu allgemein und unzureichend, jede mit Güterproduktion, -verteilung und -konsumtion arbeitende Definition als übergreifend und unscharf aus. Gleichzeitig wird durch die Gleichstellung von «erklären» und «beschreiben» (I, 37: die Ausdrücke Erklärung und Beschreibung sind für uns synonym) allen politischen, zumal sozialpolitischen Einmischungen der Boden entzogen und die reine Theorie scharf von der Politik getrennt. Ferner rückt durch die Betonung der *Abhängigkeitsverhältnisse* (I, 28, 47 u. a.) auch die reine Ökonomie in die sehr moderne Reihe der Funktionswissenschaften: Statt Grund und Folge, statt der «Ursachen» von Erscheinungen werden die funktionellen Beziehungen zwischen ihnen behandelt. Mit alledem rückt die Theorie aus ihrer letzten aprioristischen Position heraus und verwandelt sich in ihr ursprüngliches und eigentliches Wesen der Erfahrungswissenschaft zurück.

In der Beschreibung der Abhängigkeitsverhältnisse ergibt sich als in die Augen fallendes erstes Moment: «Der Preis oder besser die *Tauschrelation*» — eine Erscheinung, deren Wichtigkeit in der *Verkehrswirtschaft* niemand bestreiten wird, deren historische Allgemeingültigkeit jedoch auch Schumpeter nicht behaupten kann. Er hilft sich, indem er alles wirtschaftliche Handeln als Tausch auffasst, indem er annimmt, dass «auch dort, wo keine Tauschrelation vorhanden ist, die Wirtschaft ebenso abläuft, wie wenn eine solche vorhanden

wäre¹⁾». Die offensichtliche Paradoxie dieser Annahme rechtfertigt er damit, dass alles wirtschaftliche Handeln gemäss der obigen Voraussetzung «nichts anderes ist als eine Veränderung der ökonomischen Quantitäten». Ich zitiere: «Wer Arbeit z. B. gegen Brot vertauscht, verändert die in seinem Besitz befindlichen Mengen beider Güter, und dasselbe tut der isolierte Wirt, der ein Stück Wild erlegt, indem er etwa seinen Vorrat an Kugeln oder Arbeitskraft verringert und den an Nahrungsmitteln vergrössert. In dieser Weise kann man das Schema des Tausches auf jede wirtschaftliche Handlung anwenden . . .»

Um dem Ausgehen vom Individuum sein Odium zu nehmen, scheidet Schumpeter zwischen politischem und methodologischem Individualismus und betont, dass nicht der geringste Zusammenhang zwischen individualistischer Wissenschaft und politischem Individualismus besteht (I, 89 f.). Trotzdem oder gerade danach wäre die Frage zu stellen, ob innerhalb der ökonomischen Wissenschaft die individualistische Theorie nicht vielleicht nur einen Teil, nämlich die Wirtschaftslehre, überdeckt, während die Volkswirtschaftslehre mit andern Elementen zu bauen hat. Für Schumpeter ist die Frage hinfällig, da er unverrückt auf die Erscheinung blickt, die er zu «beschreiben unternommen hat»: die Tauschrelation — und da er diese mit der individualistischen Methode zu Ende erklärbar glaubt, kann er das Paradoxon formulieren (I, 94): dass für den Nationalökonom das Wesen der Volkswirtschaft gleichgültig ist. Diese Nichtachtung von Sprache und Wortsinne zugunsten der reinen Theorie führt dazu, dass nahezu alle Formulierungen Schumpeters nur im Zusammenhang seines Systems und nach Annahme seiner Wortbedeutung verständlich sind. Er ist innerhalb der Theorie der erste, der um des Vorzuges der Exaktheit willen den Nachteil einer Geheimsprache in solchem Umfang mit in Kauf nimmt, und es ist später zu fragen, ob das Ergebnis den schwerwiegenden Verzicht lohnt.

Auch der subjektive Wert muss vor der logisierenden Glut dieses Systematikers seine Bestimmung wechseln (I, 100 f.). Während Nützlichkeit und Seltenheit als seine Komponenten gelten, während Böhm-Bawerk darum scharf zwischen blosser Nützlichkeit und Wert scheidet (das bekannte Wasserbeispiel!), löst Schumpeter diese Scheidung und damit die Gegensatzung von wirtschaftlichen und freien Gütern auf. Die freien Güter, denen Böhm-Bawerk den Wert abspricht, sind für Schumpeter «jene, deren Grenznutzen gleich Null ist». Auch freie Güter haben *Wertfunktionen* — ein *wesentlicher* Unterschied zwischen freien und wirtschaftlichen Gütern besteht nicht, und Wert und Nutzen werden

¹⁾ Von Schumpeter gesperrt.

daher synonym gebraucht. Ein zweites Novum bedeutet die Behauptung, dass der Wert der ganzen Menge eines Gutes, dass der «Gesamtwert» grösser ist als der Wert der Teile, dass er nicht Summe oder Produkt, sondern Integral ist — nach Schumpeter am schärfsten ersichtlich in der Tatsache, dass «freie» Güter nicht nur eine Wertfunktion, sondern auch einen Gesamtwert besitzen. Das soll bewiesen werden durch eine «einfache» Überlegung: Wären die Gesamtwerte der freien Güter gleich Null, «so müsste das Wirtschaftssubjekt bereit sein, um des kleinsten Vorteiles willen auf seinen ganzen Vorrat von einem solchen Gute zu verzichten. Aber wer würde um nichts oder wenig auf z. B. Wasser verzichten wollen?» (I, S. 102).

Wer die Schumpetersche Theorie annimmt, hat allen Anlass, sich bei dieser Begründung nicht zu beruhigen, da hier eine selbst nach den Voraussetzungen des Autors unseres Erachtens nicht haltbare Anschauung vorgetragen wird. Da wir in diesem Überblick mehr die Grundlagen klar machen und diskutieren als Einzelheiten bemängeln und verbessern wollen und da diese Lehre weder aus den Grundprinzipien notwendig folgt, noch ihr Irrtum auf diese Prinzipien zurückwirkt, weisen wir nur kurz darauf hin, dass in dieser Formulierung uns ein bedenklicher Fehlschluss vorzuliegen scheint — ein Fehlschluss, der durch Schumpeters spätem mathematischen Ausdruck nur verdeckt, nicht gebessert wird. In kurzer Andeutung ist dagegen zu sagen: «Freie» Güter sind, wenn ein scharfer Sinn damit verbunden wird, Güter, die im Vergleich zum Bedarf im Überfluss vorhanden sind. Von solchen Gütern hat weder ein Teilchen wirtschaftlichen Wert noch das Ganze, ja, das «Ganze» ist hier — man denke an das Wasser — theoretisch wie praktisch überhaupt nicht sichtbar noch fasslich. Wenn man doch sagt, «das Wasser» hat Wert, so ist dies nie subjektiver, wirtschaftlicher, sondern irgendein technischer, physiologischer etc. «Wert». Das braucht man einem scharfen Denker wie Schumpeter, der selbst mit Recht jeden objektiven Wert aus der Theorie verbannt, natürlich nicht als neue Weisheit vorzutragen. Woher aber dann doch sein offensichtlicher Fehlschluss? Durch das eine Wort «Vorrat» verschiebt er die ganzen Voraussetzungen. «Vorrat» bedeutet eine bezifferte, als Quantität erfasste Gütermenge — sein Vorhandensein bedeutet schon, dass mit dem Gute hausgehalten wird. Mit andern Worten: «Vorrat» lässt das Moment der relativen Seltenheit zur Nützlichkeit hinzutreten und verwandelt die freien in wirtschaftliche Güter. Und wirtschaftliche Güter haben allerdings einen Wert¹⁾.

¹⁾ Das einzige, was über die «freien» Güter zu sagen ist, ist, dass sie *potentiellen* Wert in sich tragen — aber daraus geht nichts anderes hervor, als dass sie *ihrer Natur nach* grad-, nicht artmässig

Wir scheiden im folgenden die Punkte aus, die mit diesem Fehlschluss zusammenhängen, da wir, wie gesagt, hier nur einen peripheren Angriffspunkt erblicken, und folgen dem Verfasser weiter auf seinem strengen Gang durch die reine Theorie. In einem zweiten Teil «Das Problem des statischen Gleichgewichts» zieht er die Nutzanwendung seiner Fassung der Tauschrelation auf die wichtigsten Probleme. Die Art seiner quantitativen, vom Menschen abstrahierenden Betrachtung tritt hier deutlich hervor bei einem Problem, dessen anschauliche Behandlung uns gerade bei Oswald aufgefallen war: «Der Punkt, an dem der Erwerb jedes Gutes für jedes Wirtschaftssubjekt aufhört, ist», sagt Schumpeter, «von fundamentaler Bedeutung: In der Lage aller dieser Punkte zueinander drückt sich die Beziehung zwischen den Mengen der vom Wirtschaftssubjekt erworbenen Güter, *ein bestimmtes Verhältnis zwischen denselben aus . . .*» (I, S. 129). Oswalds personales «Bedarfssystem» ist so bei Schumpeter ersetzt durch ein formales «System von Grenzpunkten des Gütererwerbes». Die Aussage, dass das Individuum im Gleichgewichtszustand ein Maximum der Bedürfnisbefriedigung erreiche, besagt daher in der exakten Sprache der Schumpeterschen Theorie, dass der Kreis gezogen ist, in dessen Mitte das Individuum steht und auf dessen Peripherie alle Grenzpunkte des Gütererwerbes liegen. Dieses sein Gesetz vom Grenznutzenniveau hält Schumpeter selbst, bei allen andeutenden Vorarbeiten der frühern, in seiner scharfen Fassung mit der Betonung der allseitigen «Interdependenz» für seine selbständige und wichtige Leistung, für die exakte Grundlage der Ökonomie.

Das Gesetz vom Grenznutzenniveau erklärt Schumpeter nicht nur für jedes Wirtschaftssubjekt als gültig, einerlei, ob es isoliert ist oder zu andern in Beziehungen steht, sondern auch für die Volkswirtschaft, in der (I, S. 133 f.) als Ganzes gleichfalls «alle Güterarten und Mengen und mithin auch die ‚volkswirtschaftlichen‘ Grenzpunkte allen Gütererwerbes eindeutig bestimmt und voneinander abhängig sind» (Oswalds Gesamtbedarfssystem). Das Gesetz gibt also «*die Produktions- und Konsumkombination* unserer Individuen, die aus deren Veranlagung (?) usw. und aus deren wirtschaftlichen Möglichkeiten folgt», es löst ein «Problem ökonomischer Effizienz» und erreicht eine «Logik der wirtschaftlichen Dinge». Neben dem Ergebnis theoretischer Klarheit hat die Erkenntnis der allgemeinen Interdependenz auch den praktischen Erfolg, dass sie z. B. für die Steuern, aber auch für jede Produktion darlegt oder zumindest ihrer Absicht nach darlegen muss, welche

von den wirtschaftlichen Gütern geschieden sind. Die Theorie aber hat sie *ihrer realen Funktion nach* einzustellen, und hier ist der Unterschied art-, nicht gradmässig. Der «Grenznutzen Null» verdeckt diesen Sachverhalt mehr als dass er ihn feststellt.

vielseitigen und rückwirkenden, direkten und indirekten Folgen eine bestimmte Massregel oder irgendeine Veränderung irgendeiner Grösse des Grenzpunktsystems besitzt. Da dieser Funktionalzusammenhang bedeutet, dass alle Grössen voneinander abhängige Variable sind, deren jede je nach dem erstrebten Endzweck im Einzelfall theoretisch als gegeben und begrenzt oder als veränderlich gesetzt werden kann, ist zugleich Schumpeter für die Wertdiskussion die Möglichkeit gegeben, je nach dem Beispiel zur Nutzen- oder Kostenhypothese zu greifen.

Die ganze Annahme eines solchen Gütersystems, die das Verhältnis bestimmter Güterquantitäten in einem bestimmten Zeitpunkt betrachtet, ergibt — wie Schumpeter selbst betont (I, S. 176), freilich, wie wir sehen werden, ohne dies bis zuletzt festzuhalten — nur *formale* Theoreme und sagt nichts über einen konkreten Zustand aus. Schumpeter ist der Ansicht (I, S. 177 f.), dass jeder Theoretiker im engern Sinn ähnliche Einschränkungen vornimmt, «mag er es anerkennen oder nicht». Ricardo, Malthus, Thünen, alle gehen, wie einzeln dargelegt wird, von bestimmten zeitlichen oder geographischen oder technischen Voraussetzungen, von einem gegebenen Zustand aus — alle wenden die Isoliermethode an, die Schumpeter auch für seine Methode und die der Amerikaner bei Aufstellung der wirtschaftlichen *Statik* hält. Der *Statik* weist er all das zu, was in seinem exakten Systeme logischen Eingang findet (Preis-, Geld-, Verteilungstheorie usw.), während, ohne Möglichkeit scharfer Grenzziehung, alle wirtschaftlichen Tatsachen und Probleme, die hierin keinen Raum finden, so vor allem die mit dem Phänomen der Entwicklung zusammenhängenden Fragen, dem zweiten Gebiet der Wirtschaftstheorie, der *Dynamik*, zugewiesen werden.

Der *Statik* gehört als *Hypothese* die freie Konkurrenz an, in ihr allein hat das Maximumproblem seine Stätte und findet es seine exakte Formulierung. Wie im einzelnen mit Hilfe von mathematischen Gleichungen eine genaue Umschreibung gefunden wird, ist in der Gedrängtheit dieser Übersicht nicht darstellbar. Der mit Walras oder Clark vertraute Leser kennt das Vorgehen und die Ergebnisse der mathematischen Methode — sie wird von Schumpeter ausgedehnt und vervollkommnet, aber an ihrem prinzipiellen Charakter ändert sich nichts. Wir sehen jetzt ab von den später zu erörternden grundsätzlichen Bedenken, sondern weisen nur darauf hin, dass Schumpeters Behandlung des Wertproblems in der Art ihres Resultates unseres Erachtens darauf aufmerksam macht, dass die Grundlage nicht richtig sein kann. Schumpeter geht (I, S. 213 f.), bei der Unterbauung des Zurechnungsproblems, von seiner früheren Formulierung aus, dass «ein Gürtel von Gleichungen» den wirtschaftlichen Machtbereich eines jeden Wirtschaftssubjektes begrenze und der exakte Ausdruck

derselben sei, und gibt für jede dieser statischen Gleichungen die Formel

$$\frac{\text{Grenznutzen des Gutes A}}{\text{Grenznutzen des Gutes B}} = \frac{1}{\text{Tauschrelation oder Preis von A in B}}$$

Bei Umwandlung der Formel durch beiderseitige Multiplikation mit dem linken Nenner ergibt sich:

$$\text{Grenznutzen des Gutes A} = \text{Grenznutzen des Gutes B} \cdot \frac{1}{\text{Preis von B in A}}$$

bei der weitem Annahme eines festgegebenen Gleichgewichtspreises: Drei Einheiten von B für eine Einheit von A folgt dann aus der Gleichung, dass der Grenznutzen des Gutes B gleich einem Drittel des Grenznutzens des Gutes A ist. Das ist eine mathematische Operation, die unbedenklich geschehen kann, wenn man sie nicht für wirtschaftliche Realität nimmt. Da aber die Theorie, sobald sie nicht mehr die Wirklichkeit beschreibt und erklärt, gleichgültige Scholastik bleibt, muss auch Schumpeter eine Realisierung seiner Gleichung vornehmen (I, 214). «Wiederum populär gesprochen, unser Wirtschaftssubjekt wird sich so verhalten, solche Tauschakte vorzunehmen, dass es ihm schliesslich gleichgültig ist, ob es noch eine weitere Einheit von A mit der Anwendung von drei Einheiten von B erwirbt oder diese letzteren behält.» Diese Konklusion aber ist falsch, sofern von einem *realen* — gleichgültig ob in der Verkehrswirtschaft verhafteten oder in einer Doppelrobinsonade isolierten — Wirtschaftssubjekt die Rede ist. Dieses tauscht oder produziert, solange es das einzutauschende, direkte Genussgut *höher* schätzt als sein hinzugebendes, indirektes Genussgut — *der Grenznutzen bezeichnet ein Mehr, nicht ein Gleich*. Diese Tatsache wird durch das mathematische Gleichheitszeichen notwendig, aber verderblich verhüllt. Wer mathematisiert, kann dies nur tun, wenn er sich dauernd vor Augen hält, dass er nicht nur beschreibt, nicht nur isoliert, sondern auch entrealisiert und materiell quantisiert. Das mag man tun; aber die «populäre» Auflösung ist dann unmöglich, da die Gleichung keinen direkten Wirklichkeitsgehalt besitzt.

Durch diese Erwägungen erhält unseres Erachtens Schumpeters ganze Lösung des Zurechnungsproblems einen schweren Stoss, und auch in seinen gesondert erschienenen¹⁾ «Bemerkungen über das Zurechnungsproblem» ist kein Anlass zur Modifizierung dieser Ansicht gegeben. Scheidet man diesen Irrtum und einige von Böhm-Bawerk bereits hervorgehobene Missverständnisse aus²⁾, so bleibt inhaltlich in diesem Punkt kein wesentlicher Fortschritt gegenüber der ältern Böhmischen Theorie. Gegen das Hauptstück Schumpeters ist

¹⁾ Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Band XVIII, S. 79 ff.

²⁾ A. a. O. 3. Aufl. Exkurs VII; besonders S. 215 ff.

hiermit jedoch kein Einwand gegeben — seine Preistheorie, die mit ihren Anwendungen nach seinem Willen «ein System der Logik der wirtschaftlichen Dinge» darstellen soll (I, S. 260 u. a.), besteht, wie jede Preistheorie, zunächst unabhängig von der Zurechnungsfrage, die nur eine ihrer Anwendungen, nicht Voraussetzungen, darstellt. Das Problem der Preistheorie stellt sich in Schumpeters mathematischer Formulierung folgendermassen dar:

«Gegeben: m Individuen $A, B, C \dots$ und ihre Wertfunktionen für n Güter $I, II \dots$. Sodann ihr Besitz an diesen Gütern $qa_1, qa_2 \dots, qb_1, qb_2 \dots$.

Gesucht: Die Tauschrelationen $p_1 \dots p_2 \dots$, zu denen getauscht werden wird und die — positiven oder negativen — Zuwächse $dqa_1, dqa_2 \dots, dqb_1, dqb_2 \dots$, welche jene gegebenen Güterbesitze dabei erfahren werden.»

Der Leser, der mit der Geschichte unserer Theorie, vor allem dem Werk von Walras vertraut ist, wird ohne Schwierigkeiten folgen können, der nur in psychologisch-subjektiver Lehre Geschulte eine Übersetzung in seine Sprache vornehmen müssen. Dabei findet sich leicht, dass die Abweichung nur in einem wesentlichen, wieder durch die mathematische Ausdrucksweise notwendig gewordenen Punkte gegeben ist: Statt der Preisgrenze wird eine Preisgrösse gesucht und eindeutig bestimmt. Hier wird man sich entscheiden müssen, ob man der «Exaktheit» zuliebe zu einer Fassung greift, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun hat (für ein Teilproblem gesteht dies Schumpeter selbst [I, S. 272] in gewohnter Gründlichkeit zu), oder ob man die weniger exakte, aber der Wirklichkeit nähere Grenzbestimmung sich zu eigen macht, durch die das rein Quantitative aufgelöst ist, aber die in jedem wirklichen Tausch mit-sprechenden subjektiven Faktoren wie Machtposition, Verhandlungsgeschick u. dgl. einbegriffen sind.

Diese Scheidung der Geister wird dann, da sie ein grundlegendes Moment betrifft, auch ausschlaggebend sein für die Stellung zu den Anwendungen, die Schumpeter von seinen Gleichungen macht. So führt Schumpeter u. a. aus und unterstreicht das Neue seiner Lehre ausdrücklich: «Es wird und muss in weitaus den meisten Fällen eine Nachfrage nach Gütern — einem oder mehreren — geben, welche sich nicht aus ‚Bedürfnissen‘ im engeren Sinne, sondern nur aus den technischen Notwendigkeiten des Mechanismus des Marktes erklärt» (I, S. 275). Das ist als Erkenntnis unbestreitbar neu, richtig und von um so grösserer Bedeutung, als sie durch deduktive Ableitung aus dem System gewonnen ist; aber wer es, wie wir, für geboten, weil für anschaulicher und wirklichkeitsnäher zugleich, hält, im Sinne der ältern österreichischen Schule weiterzubauen und vom Menschen und seinem Bedürfnis auszugehen, wird das Geld, um das

es sich hier handelt, leicht als in direktes Genussgut in die alte Lehre einbeziehen können, mit dem grossen Vorteil, dass dann auch die Überschussproduktion als Geld, aber als Geldangebot eingeführt werden kann. Das muss an anderer Stelle eingehender dargestellt werden. Indessen wie man auch vorgehe, bleibt es Schumpeters Verdienst, als erster den Weg gewiesen zu haben, wie das Geld als ökonomisches Phänomen in die Preislehre einzubeziehen ist — die deduktive Ableitung bleibt selbst bei anderem Vorgehen eine unentbehrliche Sicherung, und Schumpeters Artikel «Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige», der auf dem Boden dieser Theorie entstand, gehört, trotz wieder falscher Mathematisierung, zu den wenigen grossen Leistungen der ökonomischen Geldtheorie nach Ricardo¹⁾.

Auch die Scheidung zwischen der Funktion eines Gutes als Tauschmittel und der Funktion als Wertmassstab ist, soweit auch die Erkenntnis ihres Bestehens sich zurückführen lässt, erst von Schumpeter als eine prinzipielle Scheidung erfasst worden und erst er hat mit allen Konsequenzen betont, dass beide Funktionen völlig trennbar sind (I, S. 288 f.). Die gleiche Klarheit, die seine Geldtheorie durch die Zurückführung auf die Preisgesetze gewinnt, verbreitet sich dann weiter über die Verteilungstheorie (I, S. 321 f.): Die Wesensgleichheit der statischen Einkommenszweige, die auf anderem Boden und mit dem Gefühl aufrührerischer Neuerung — wir deuteten es an — Oswalt vertrat, wird durch die Auffassung der Einkommen als Preissummen in den Rahmen von Schumpeters System exakt eingefügt, die Grundrente tritt neben den Lohn und den statischen Kapitalgewinn. Es ist nicht möglich, in dieser Übersicht zu zeigen, mit welcher glanzvoller Klarheit die Lohntheorie²⁾ behandelt (I, S. 330 f.), wie hier in ausführlicher Offenheit die Durchbrechung des Systems der Interdependenz durch die nationalen und sozialen Kreise anerkannt, die freie Beweglichkeit der Arbeit als nur innerhalb der Kreise vorhanden erblickt wird und so die reine Theorie der «ethischen» Nationalökonomie ein weites Stück entgegenkommt (I, S. 349). Es ist auch hier nicht möglich und für den Kenner der Theorie nicht nötig, die Ableitung der Grundrente als Preis der Bodenleistungen im einzelnen zu verfolgen (I, S. 368 ff.) — die klassische Grundrententheorie gehört nach diesen,

¹⁾ Erwähnt sei, dass Schumpeters Spott über die Theorien der Eigenschaften und Stoffe des Geldes (I, 280 ff.) in dieser Schärfe nicht berechtigt ist; wer die Geschichte der Theorie nicht als einen dauernden Fortschritt sieht, sondern als eine historisch-relative Wandlung, wird diese «Theorien» nicht für gleichgültig halten, selbst wenn ein Artikel wie der *Mengers* im Hdw. der St. für die ökonomische Theorie im neuen Sinn unergeblich ist.

²⁾ Eine Weiterführung seiner Lohntheorie gibt Schumpeter in dem Aufsatz: «Das Grundprinzip der Verteilungslehre». Archiv für Sozialwissenschaft, Band 42, S. 1 ff.

heute schon weiter verbreiteten und wirksamen Darlegungen endgültig der Vergangenheit an. Zins und Unternehmergewinn¹⁾ werden aus der statischen Theorie ausgeschieden und sind daher auch von uns zweckmässig erst im Rahmen der Dynamik zu erörtern. Wesentlich neu dagegen und von grösster Bedeutung für das ganze System ist wieder der vierte Teil des Schumpeterschen Werkes «Die Variationsmethode» — sie hat die Bewegungsgesetze der Elemente des statischen Systems zu geben.

Schon in der Problemstellung liegt ein Widerspruch: Ein statisches System ist seiner Definition nach unbewegt und kann daher keine Bewegungsgesetze aufweisen. Das sieht auch Schumpeter und führt des nähern aus, dass das ökonomische System streng genommen jede Veränderung ausschliesst. Nur für eine solche, «unendlich kleine» Veränderung bleibt Raum, die die Wertfunktionen nicht wesentlich tangiert, die das betroffene Individuum nicht veranlasst, seine Produktions- und Konsumkombination wesentlich zu verändern (I, S. 459). Es ist ein kühner und von Schumpeter selbst als gewagt empfundener Schritt, wenn über diese methodisch nach dem Vorgang der Infinitesimalmethode einwandfreie Feststellung hinaus dann schliesslich doch der Grösse der Variationen weiter Spielraum gelassen wird, wenn an die Stelle der Voraussetzung, dass das Wertsystem durch die Mengenvariation unverändert bleibt, die neue Annahme tritt, dass es «ein wenig, aber unmerklich», und schliesslich sogar dass es «nicht zu viel, wenn auch merklich» sich ändert (I, S. 464 f.). Hierin liegt eine Annäherung an die Wirklichkeit, die nach den strengen Geboten von Schumpeters eigener ökonomischer «Erkenntnistheorie» nicht wohl verteidigt werden kann. So scheint uns dieser Schritt ein wichtiges Eingeständnis dafür, dass Schumpeter selbst es nicht nur sachlich als notwendige Folge der «Reinheit» seiner Ökonomie sieht, sondern persönlich als Gefahr empfindet und nur ungern in Kauf nimmt, dass die «Exaktheit» so weit weg von der Wirklichkeit führt, dass sie in wesentlichen Punkten *nichts* sagen, nichts beschreiben, nichts erklären kann. Auf der andern Seite ist dann aber gerade in dieser Erweiterung die mathematische Methode zur Erklärung ältester Probleme und Beseitigung schärfster Kontroversen vorzüglich geeignet. Das geht überzeugend hervor aus Schumpeters der Steuer-, Zoll-, Einkommenslehre entnommenen Beispielen, die hier nur erwähnt, nicht dargelegt werden können, da sie nur in der ausführlichen Analyse

¹⁾ Freilich darf nicht verhehlt werden, dass in unsern Augen — wie aus der kurzen Bemerkung zur Oswaldschen Zinstheorie schon ersichtlich — die Bedeutung des Systems durch die logisch zulässige Eliminierung von Zins und Gewinn erheblich gemindert erscheint (vgl. auch unten S. 100), da wir in aller «kapitalen» Wirtschaft einen «Gewinn» und das System ohne ihn noch weiter von aller Wirklichkeit entfernt finden.

des Buches (I, S. 478 ff.) ganz verständlich sind; hier sind Resultate gewonnen, die in jedem Falle auch der nicht-mathematische Ökonom in seine Theorie einzubauen, von seinem Boden aus zu erfassen und zu erklären hat, so die Tatsache, dass die Preiserhöhung einer von einer Steuer erfassten Ware aus *allgemein wirtschaftlichen* Gründen (ohne Mitspielen eines Monopols etc.) den Betrag der Steuer überschreiten kann usf.

Was Schumpeter über Wesen, Erkenntniswert und Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Ökonomie sagt (V. Teil), soll uns hier nicht näher beschäftigen, da vieles von dem, was vor 13 Jahren, in einer Zeit neubeginnenden Interesses für die Theorie noch zu ihren Gunsten, quasi zu ihrer Rechtfertigung gesagt werden musste, heute schon wieder Allgemeingut einer grössern Zahl von Wissenschaftlern geworden ist und da ein guter Teil der Probleme, die Schumpeter als Fragen in die Theorie seiner Zeit hineinwarf, inzwischen von ihm selbst in seinem zweiten Buch bereits behandelt und der Lösung entgegengeführt ist — in einer Weise freilich, die nicht nur aus der Notwendigkeit des neuen Inhalts heraus, sondern auch infolge einer leichten Verrückung des Standpunktes verhältnismässig stark von der mathematischen Exaktheit dieser reinen Theorie differiert. Es ist daher möglich und an der Zeit, hier einige kritische Bemerkungen einzuschieben.

* * *

In seiner weisen Lebens- und Wissensüberschau, dem Artikel «Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und -methode» gibt *Schmoller* die partielle Berechtigung von Schumpeters Methode für bestimmte enge Probleme zu, betont aber¹⁾ zugleich «die Schattenseite dieser Behandlung: Die Mehrzahl der Studierenden versteht solche Untersuchung entweder gar nicht, oder soweit sie sich damit abgeben, vermindert sie ihre soziale Urteilsfähigkeit». In dieser Kritik sehen wir, bei aller Ehrfurcht vor der geschlossenen und in ihrem Lebenskreise sichern Persönlichkeit des Führers der deutschen historischen und sozialpolitischen Bewegung, das beste Plädoyer für Schumpeters Buch. Gäbe es keinen andern Weg, um die Vermengung von Theorie und Politik zu beseitigen, so müsste man — gerade weil heute nichts so not tut, als dem allzu schnellen «weltanschaulichen» Urteil der Jugend und der Masse durch Aufzeigung der Problemschwierigkeiten und der Materialbeschaffenheit einen Hemmschuh anzulegen — einen jeden zu dem Stahlbad in dieser reinen Theorie heranzwingen. Aber die Frage ist, ob nicht auf andere Weise dieses Resultat auch zu erreichen, und vor allem, ob es nicht unter grösserer Förderung und zumal weiterer Umfassung der Theorie zu gewinnen ist.

¹⁾ Hdw. d. St., 3. Aufl., VIII, S. 450.

Hier scheiden sich die Wege. *v. Wieser*, den Schumpeter neben Walras als seinen eigentlichen Lehrer bezeichnet, hat gegenüber Schumpeters mathematischer Methode die ‚psychologische‘ der Wiener Schule verteidigt¹⁾, jene Methode, die — mit einigen Veränderungen nach der Seite Spanns hin — auch die unsere ist und von deren Boden aus wir verschiedene Einwände bereits angedeutet haben. Aber Wieser geht kaum weit genug, wenn er nur die *Zweckmässigkeit* von Schumpeters Methode bestreitet. Die Frage ist: Ist es überhaupt Tatsache, dass er eine naturwissenschaftlich-mathematische Methode anwendet, die im Gegensatz zur psychologischen steht? Hier muss die Antwort recht zweifelhaft bleiben. Schumpeter setzt an die Stelle der üblichen Betrachtung, die die Wirtschaft in der Relation von Mensch und Gütern erblickt, eine neue, die nicht die reale Wirtschaft, aber doch das Objekt der Theorie als Relation der Güter miteinander betrachtet. Das war vom psychologischen Boden aus auch möglich, wenn man einmal die Absicht hatte, die Funktionen der Güterquanten untereinander vom Menschen und seinem Bedarfssystem abzulösen, und tatsächlich verfährt jede «psychologische» Erörterung in isolierenden Zwischenstadien auf diese Weise. Was die mathematische Methode demgegenüber an Mehrleistung aufzuweisen hat, ist zunächst nicht ein neues Ergebnis, sondern eine andere Fassung. Mit andern Worten: *Die neue Methode ist nicht, wie Schumpeter will, eine Methode der Erkenntnis, sondern eine Methode der Darstellung.* Wir erhärten diese Tatsache durch ein auch von Wieser referiertes²⁾, merkwürdigerweise nicht ganz durchschautes Beispiel:

Schumpeter lehnt, wie nach der ganzen quantitativen Anlage seines Werkes selbstverständlich, die psychologische Ableitung des Gesetzes der Bedürfnissättigung ab. Er trägt statt dessen die Güter- und Preismengen, die er durch Abfragen bei verschiedenen Wirtschaftlern feststellt, als Abszissen und Ordinaten auf seinem Koordinatensystem ein. Um aber mit seinen Wertfunktionen arbeiten zu können, muss er noch eine Voraussetzung einfügen: Dass die Kurven «in dem für uns in Betracht kommenden Intervalle überall negativ zur Abszissenachse sind» (I, S. 74). «Das ist», heisst es im Texte weiter, «die exakte Form des Gossenschen Gesetzes, des law of satiable wants, welches ungefähr in der folgenden Weise ausgedrückt zu werden pflegt: Die Intensität der Bedürfnisregungen nimmt mit Zunahme der Sättigung ab.» Das ist die exakte Form — gewollt oder ungewollt sagt schon dieses «Form», dass hier die *Darstellung* das wesentliche ist; nicht etwa wird das Gossensche Gesetz

neu abgeleitet, sondern so wie es ist (und wohl doch infolge der Arbeit und als Ergebnis der «Psychologen»!) wird es in die mathematische Sprache und Formel *transponiert*. Gegen die Form als solche ist logisch nichts zu sagen. Wir halten sie für weniger richtig, weil weniger scharf abgrenzend, umfassend und wirklich als das «psychologische» Gesetz Gossens, aber wir sind uns bewusst, dass heute vielen die «Exaktheit» an sich schon als unantastbarer Wert erscheint. Auch und gerade für diese aber gilt: Wer die mathematische Transponierung vornimmt, muss sich vor Augen halten, dass er aus ihr heraus so wenig Schlüsse ziehen darf wie sonst aus einer Darstellungsart. Die Mathematik ist und bedeutet gegenüber der Wirtschaft nicht Analyse, noch Deskription, sondern Allegorie — und das mindert nicht nur ihren Erkenntnis-, sondern auch ihren Lehrwert. Wo sie zur Verdeutlichung dient, ist sie am Platz; wo sie, infolge der überlegenen Einfachheit mathematischer Variation gegenüber der Schwierigkeit bildhaften Beispielwechsels, zu neuen Resultaten führt, ist sie willkommen; aber das Ganze und zumal das Lebendige der Wirtschaft zu fassen und zu beschreiben ist sie dem Erfolg nach nicht mehr, dem Prinzip nach weniger geeignet als jede andere am Stoff gewonnene Methode.

Wenn wir sagten, die mathematische Form gibt nicht die Sache selbst, sondern ihre Allegorie, so ist Ähnliches zu sagen über die Bedeutung von Statik und Dynamik, und ähnlich ist daher auch der hier nötige Einwand. Die «Statik» ist möglich und zulässig als *Arbeitshypothese*, aber jede Gleichsetzung mit einer Wirtschaftsperiode oder einem Wirtschaftssystem vergisst den willkürlichen und rein gedanklichen Charakter der ursprünglichen Setzung. Wir kommen hierauf noch anlässlich des zweiten Bandes zurück, weisen aber hier schon auf den engen Zusammenhang dieses Fehlers oder zumindest dieser Gefahr mit der ganzen Art abstrakter, anschauungsarmer Betrachtung hin, wie sie auch in Schumpeters zitierter Behandlung des Tausches uns entgegentritt. Wenn ein Wissenschaftler von Schumpeters überragender Begabung diese Gleichsetzung von Tausch und wirtschaftlichem Handeln schlechthin vornehmen kann und dabei auch noch die Jagd des Wilden ein wirtschaftliches Handeln nennt (vgl. oben S. 93 f.) — ein Vorgehen, das für jeden anschauenden und jeden historischen Menschen nahezu unverständlich ist —, so muss es wohl eine weltferne Ebene der Ratio geben, in der ein Sinn und vor allem ein Recht für solche Abstraktion zu herrschen scheint. Aber selbst unter dem Gesichtspunkt der Zweckmässigkeit ist doch zu sagen, dass mit dieser Operation, kraft der zwingenden Gewalt dieser Entwicklung von Bild und Wort, alle Anwendungsmöglichkeit und alle Fassungskraft der Theorie verschwindet, — wir erblicken hierin einen neuen Be-

¹⁾ *Wieser*, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Schmollers Jahrbuch XXXV, S. 909 ff.

²⁾ A. a. O. S. 925. Wiesers Wiedergabe übersieht unseres Erachtens den für das Verständnis und die Beurteilung wichtigsten Punkt.

weis für die Notwendigkeit, alle Theorie bewusst historisch zu bauen, unter Verzicht auf alle angebliche absolute und zeitlose Geltung. Wie sich dann Statik und Dynamik aus gedanklichen Begriffen zu wesentlichen Formen, zu sozialwirtschaftlichen Typen wandeln lassen und wandeln müssen, ist an anderer Stelle auszuführen.

* * *

Schumpeters «Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung» ist keine einfache Fortsetzung seines ersten Werkes. Während dort alles, was nicht «statisch» zu deuten war, der «Dynamik» zugewiesen wurde, der Inhalt der Dynamik also mehr negativ als positiv bestimmt schien, wird nun auf neuem Grund ein einheitlicher Bau der Dynamik errichtet. Wir gehen auf kleinere Unterschiede, die hieraus folgen, nicht ein, sondern vertrauen uns wieder zunächst der Führung Schumpeters an beim Weitergang durch seine Theorie. Es ist, als ob nach der entsagungsvollen Abstraktheit der Statik nun angesichts der gewaltigen Gestalt, die Schumpeters Bild der Dynamik geboren hat und beherrscht, auch das System Leben, die Methode Anschaulichkeit gewinnen darf: Von dem *Unternehmer* strahlt eine persönliche Wärme und ein tätiges Wirken aus, das auch die gedankliche Konzeption noch zu beleben vermag. Nicht «das blosse Wachstum der Wirtschaft, wie es sich in Bevölkerungs- und Reichtumszunahme darbietet» (II, S. 104, 473 ff.), wird von Schumpeter als Entwicklungsvorgang bezeichnet, sondern jene Veränderung, wie sie unter die statisch-hedonischen Menschen durch einen andern Menschentypus gebracht wird, dessen wesentliches Merkmal die «Energie» des Handelns (II, 131 u. a.), dessen treibendes Motiv die Freude an sozialer Machtstellung und die Freude an schöpferischem Gestalten darstellt (II, 138 u. a.). Er ist «*das Agens der wirtschaftlichen Entwicklung, weil er eine Veränderung der Wirtschaft aus der Wirtschaft selbst heraus erzeugt*» (II, 147 u. a.). Im Gegensatz zum statischen Typ, der in hedonischem Handeln sich den Gegebenheiten anpasst, nur innerhalb der gewohnten Kombinationen sein Streben nach grösstmöglicher Bedürfnisbefriedigung betätigt, ist in der Dynamik das Tun des Führerunternehmers die treibende Kraft und die Durchsetzung *neuer* Kombination Form und Inhalt der Entwicklung (II, 162 u. a.). Das Prinzip, kraft dessen er die Volkswirtschaft in neue Bahnen zwingt, besteht darin, dass er produktive Leistungen kauft, sie ihren statischen Verwendungen entzieht und sie, ohne ihre Besitzer weiter zu fragen, neu verwendet (II, 189 u. a.). So steht der Unternehmer als dritter Typ von Wirtschaftssubjekten neben dem Grundherrn und dem Arbeiter — im Laufe der Entwicklung gefolgt von einem vierten Typ, dem Geld-

geber, dem «Bankier», in dessen Händen die Kaufkraftschaffung und der Handel mit Kaufkraft liegt (II, 198).

Wenn es keine Verfügungsgewalt der Führer gibt, so ist die Ausbildung eines neuen Weges nötig, mit dessen Hilfe der Unternehmer die von ihm bedurften Produktionsmittel aus ihren bisherigen Verwendungen zieht: diesen Dienst leistet ihm der Kredit. Kredit ist in diesem Sinne «wesentlich Kaufkraftschaffung zum Zwecke ihrer Überlassung an den Unternehmer» (II, 214), seine Gewährung bedeutet Komprimierung der vorhandenen Kaufkraft. Diesen Gedanken und den starren Blick auf den Unternehmer hält Schumpeter fest und kommt dadurch zu einer Entmaterialisierung des Kapitalbegriffes. Statt produzierter Produktionsmittel und ähnlicher materieller Kapitalbegriffe, die das primitivste Werkzeug und das moderne «Betriebskapital» gleichermaßen umspannen, wird das Kapital zum ausschliesslichen Begriff der Dynamik¹⁾, es besteht nicht mehr aus Gütern, sondern es ist ein «Fonds von Kaufkraft», es ist «jene Summe von Geld und andern Zahlungsmitteln, welche zur Überlassung an Unternehmer in jedem Zeitpunkte verfügbar ist». Diese Definition ist in dieser Fassung *historisch* nicht haltbar; denn sie macht auch das Geld der Hortbildung zum Kapital, oder, wenn Schumpeter dies als Geld einer statischen Wirtschaft ausschaltet, auch das Geld im Strickstrumpf, dessen «Verfügbarkeit» ja doch wohl nicht bestritten werden kann, dessen Charakter aber gerade essentiell vom Kapital verschieden ist. Aber sie ist, wofern Schumpeters Theorie auch hier mehr die gedankliche Klarheit als die Anwendbarkeit auf alle Erscheinungen prätendiert, nicht nur in sich einwandfrei, sondern auch vortrefflich geeignet, sowohl den Hebel und die Wirkung der Unternehmerenergie in der gedanklich-dynamischen Wirtschaft zu verdeutlichen wie seine Theorie des Unternehmergewinns und des Kapitalzinses zu tragen. Der «Unternehmergewinn» verschwindet als Einkommenszweig aus der Theorie, er haftet an der Neuschaffung, an der Realisation der Entwicklungswerte, er ist Kind und Opfer der Entwicklung (II, 322), er wird bezogen aus dem Wertüberschuss, den jede erfolgreiche Durchsetzung neuer Kombinationen so lange ergibt, bis Preis und Renten auf dem neuen Niveau stabilisiert sind. Der Unternehmergewinn ist daher prinzipiell auch in der im ganzen statischen Wirtschaft möglich — die Einführung eines neuen Werkzeuges verleiht selbst dem Robinson einen Unternehmergewinn. Wohingegen der Kapitalzins, für Schumpeter wie für «jede wissenschaftlich begründete Zinstheorie»: «eine Werterscheinung und

¹⁾ Hier liegt ein wesentlichster Unterschied zur amerikanischen Theorie. Im einzelnen kann im Rahmen unserer Fragestellung auf Abhängigkeiten, Unterschiede, «Fortschritte» nicht eingegangen werden.

ein Preiselement», ausschliesslich der Dynamik angehört. Schumpeters sehr eingehende und hier nicht immer überzeugende Beweisführung lässt sich in wenig Worten nicht wiedergeben, wir beschränken uns daher auf die Anführung der wichtigsten Ergebnisse. Dann ist nächst der Erscheinung des Zinses als Produkt der Entwicklung festzuhalten, dass der Zins aus dem Unternehmergewinn fliesst (II, 344 ff.), ferner, dass er nicht an konkreten Gütern haftet (II, 346), schliesslich dass er ein Preiselement der Kaufkraft als Herrschaftsmittel über Produktionsgüter ist (II, 361 ff.). Am meisten befremdet die fast paradoxe erste Behauptung, und schon die Beschränkung des Zinses auf die Dynamik ist anstössig und musste Widerspruch erregen. Aber wenn man Schumpeter gerecht werden will, so ist es notwendig, sich in seine Anschauung und seine Terminologie hineinzuwenden. Dann ergibt sich, dass sie logisch unantastbar ist. Wenn man, wie Schumpeter, auch den vom werkzeugverwendenden Robinson erzielten Mehrwert Unternehmergewinn nennt, so fliesst der Zins tatsächlich hieraus, und wenn man Statik = Anpassung an gegebene Verhältnisse setzt, so hat tatsächlich die Statik keinen Zins. Wir deuteten bereits bei Besprechung von Oswalds fälschlicher Annahme eines Realzinses unsere Auffassung an, und es schiene uns zweckentsprechender, von Kapitalgewinn oder «Profit» zu reden, der dann in bestimmter, historischer Zeit in Zins und Unternehmergewinn zerfällt. Aber das setzt eine andere Kapitaldefinition und den Willen einer «historischen» Theorie voraus — auf Schumpeters Boden ist ein anderes Resultat als das seine nicht möglich, und wer die *Resultate* bekämpft, setzt daher an einer nur in untergeordneten Einzelheiten verwendbaren Stelle ein. Es liegt nicht anders beim Krisenproblem: Wer Schumpeter folgt, *muss* zugeben, dass das eigentliche Problem in dem Verlauf der Dynamik als solcher liegt, dass es durch das Problem von Prosperität und Depression gebildet ist (II, 414 ff.). Und wo man auch grundsätzlich steht, wird man als richtig anerkennen müssen, dass auf jede dynamische Periode ein «Prozess der Statisierung» folgt (II, 427 ff.), ein Versuch, die Störungen des statischen Gleichgewichtes auszugleichen durch Wiederherstellung des alten oder Herbeiführung eines neuen Gleichgewichtszustandes.

Wer auch nur ein wenig Freude an nüchterner, klarer Darstellung eines schwierigen Problems besitzt, wird auch und gerade dieses Buch Schumpeters nicht nur sachlich gefördert, sondern mit warmer, persönlicher Dankbarkeit verlassen. Aber die Problematik des Ganzen wird vielleicht noch stärker sichtbar als im ersten Buch, wo das völlige Auseinanderklaffen von Theorie und Historie uns bereits bedenklich schien. Was hier die Gegenründe vergrössert, ist das Abweichen von jener

scharfen Trennung, aber nicht zugunsten einer historischen Theorie, die dann allein möglich ist, sondern zugunsten eines Zwitter, der weder ganz historisch, noch ganz abstrakt ist, sondern je nach Bedarf ausgelegt und verwandt wird. Selbst die Statik ist in diesem Buch nicht mehr abstrakt, nicht mehr exakt, sondern sie ist realistisch, benutzt historische Unterlagen und Bilder, ohne doch je einen historischen Zustand als Ganzes zu analysieren¹⁾. Täte Schumpeter dieses, so könnte nicht bei aller Schilderung «statischer» Zeiten, bei aller «Verifikation» der Theorie der *Handel* ausgelassen werden, das dynamische Element in aller und gerade auch in der statischen Wirtschaft. Und es würde klar, dass in der Geschichte «Statik» und «Dynamik» relative, nicht absolute Gegensätze sind, dass infolgedessen die «Verifikation» von ihrem Wesen nach andern Begriffen gar nicht möglich ist. Und wenn Schumpeter selbst sagt, dass seine Sätze für den gedanklich konstruierten statischen Zustand *exakt* gelten, jedoch meint, dass mit ihrer Hilfe auch — wie «unschwer» zu sehen sei — das Wesen einer Entwicklung aus einem relativ stationären Zustand, wie er in Wirklichkeit allein vorkomme, zu fassen sei (II, 433), so scheint uns seine eigene Darstellung das Gegenteil schlagend zu erweisen. Eine Einigung wird hier sich nicht erzielen lassen; denn reine Theorie, vertreten von einem ahistorischen Menschen²⁾, und sei es selbst einer schärfsten Verstandes, verträgt sich schlecht mit einer ihrem Wesen und Willen nach historischen Auffassung und Theorie. Aber auch wer Schumpeter in allem folgt, wird zugeben müssen, dass einerseits Schumpeters erster Band gerade keine «Nationalökonomie im alten Sinn enthält, dass er völlig abstrakt und nur abstrakt richtig, daher in seiner Gültigkeit beschränkt ist; dass andererseits, wenn Schumpeters zweiter Band nicht nur von Volkswirtschaft spricht, sondern konkret volkswirtschaftliche und nur volkswirtschaftliche Erscheinungen deuten will, nun hier seine eigene, allgemein-theoretische Absicht gebrochen ist, ohne dass aber eine *wirklich* historische Theorie das Ergebnis wäre.

Die Wahrscheinlichkeit besteht, dass um seiner Vorzüge wie seiner Nachteile willen dieses in solcher Umfang grösste und eigenste theoretische Werk, das überhaupt in Deutschland bisher geschaffen ist, als einsamer Gipfel abseits an einem Seitentale sich erhebt, dass aber die theoretische Wissenschaft als Ganzes ihren

¹⁾ Über Schumpeters wechselnde Stellung zur Historie, seine Theorie und seine Praxis in diesem Punkt vergleiche man die eingehende Besprechung von *Anderson*, *Political Science Quarterly*, 1915. Bd. 30, S. 645 ff.

²⁾ Vgl. hierfür Schumpeters Dogmengeschichte (G. d. S. I), der freilich schon rauntechnisch eine unhaltbare Begrenzung auferlegt war, aber auch die «Soziologie der Imperialismen» (*Archiv für Sozialwissenschaft*, Bd. 46, S. 275 ff.), den Versuch der historischen «Verifikation» einer unhistorischen Theorie.

Lauf weiter dort nimmt, wo die Geschichte und die Wirklichkeit des Tages ihr manches Hindernis und manche Wirrnis, doch Leben und Anschaulichkeit, Nahrung und Wirkung geben. Wir werden diese Richtung der Theorie unsererseits nur begrüßen; aber es sollte Ehrenpflicht eines jeden Wissenschaftlers sein, den Umweg zu Schumpeters eminentem Werk nicht zu scheuen und die Früchte seiner Arbeit mit dem Namen ihres grossen Trägers in den neuen Boden zu verpflanzen.

* * *

Amonn.

Die Bedeutung und die Grenzen des Schumpeterschen Werkes konnten keinem Forscher, der selbständig mit dem Problem von Wesen und Inhalt der Ökonomie rang, verborgen bleiben; aber seine Methode war in sich unantastbar und ihre Konsequenzen daher nur bei anderem Ausgangspunkt zu vermeiden. Wir werden den schärfsten sachlich-anschaulichen Gegenpol, die teleologische Betrachtungsweise Spanns, zum Schluss unserer Besprechung erörtern. Der erste Angriff gegen Schumpeter erfolgte von anderer Seite: Auf *logisch* anderem Boden setzte sich Alfred Amonn die gleiche Aufgabe wie Schumpeters erster Band und kam infolgedessen in seinem Werk über «Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie»¹⁾ zu einem formal und inhaltlich andern Ergebnis. Während Schumpeter den Versuch einer eigenen ökonomischen Erkenntnistheorie unternimmt, geht Amonn, anders als die grossen, von eigener Philosophie geleiteten Engländer, aber mit der Exaktheit des erkenntniskritisch geschulten Wissenschaftlers, von den Ergebnissen der jüngsten Philosophie Windelbands und Rickerts aus, denen vorklingend, doch systemlos schon Mengers «Untersuchungen» den Weg in die Ökonomik gebahnt hatten. Er scheidet mit ihrer Schärfe «Erkenntnisobjekt» und «Erfahrungsobjekt» und lehnt daher die Gleichsetzung des empirischen Objekts «Wirtschaft» mit dem begrifflichen Erkenntnisobjekt der Nationalökonomie ab. In eingehenden literarkritischen Auseinandersetzungen sucht er, unter vielfacher Berührung mit *v. Gottls* bekannten Schriften²⁾,

nachzuweisen, dass die «Substituierung des Begriffs ‚Wirtschaft‘ für ‚Objekt der Nationalökonomie‘ nichts anderes war als ein unbegründetes Postulat, hervorgegangen aus einer blossen Ausdeutung ihres Namens» (S. 141), wohingegen Schumpeter trotz richtiger Problemstellung das Ziel verfehlt habe, weil er der Forderung der «Exaktheit» den eigentlichen Inhalt der bisherigen ökonomischen Wissenschaft opferte. In Wirklichkeit ist es demgegenüber für Amonn die Art und Aufgabe der Nationalökonomie *als Sozialwissenschaft*, ihr Erkenntnisobjekt begrifflich zu fassen, indem sie das Verbindende, das Wesen, die Eigenart der Probleme aufsucht, die seit alters ihren wissenschaftlichen Grundstock gebildet haben. Dabei ergibt sich, dass sie alle «sozialwissenschaftliche Probleme im methodologischen Sinn» sind (S. 151 f), Probleme also, die gerade und nur unter dem Gesichtspunkt ihrer sozialen Bedingtheit, nicht «rein» ökonomisch, wissenschaftlich wichtig sind. Diese Bedingtheit besteht in einer bestimmten äussern Ordnung des sozialen Verkehrs (S. 170), und dieser, bzw. bestimmt geartete soziale Verkehrsbeziehungen — aber nicht die *Verkehrswirtschaft* stellt daher das Objekt der Nationalökonomie dar (S. 175). Das zentrale nationalökonomische Problem (S. 171), das Preisproblem, ebenso wie alle nationalökonomisch-sozialwissenschaftlichen Probleme, entstehen dementsprechend «*mur* bei einem *sozialen* Tausch» (S. 180) und «*mur* unter Voraussetzung einer eine bestimmte Form des Tausches oder sozialen Verkehrs bedingenden, äussern Ordnung oder Organisation des sozialen Tauschverkehrs». Diese wird charakterisiert durch vier wesentliche Momente, die wir im Wortlaut wiedergeben, da in diesen Auseinandersetzungen (S. 180 f.) Amonns «positive Grundsätze für die Nationalökonomie als gegebene theoretische Sozialwissenschaft» niedergelegt sind: «1. Die Anerkennung einer in gewisser Hinsicht ausschliesslichen (d. h. von allen andern zu respektierenden, aber nicht notwendig unbeschränkten) individuellen Verfügungsmacht über äussere, d. h. ausserhalb der Person eines der Tauschenden befindliche Objekte (als Voraussetzung des Tausches). 2. Die Anerkennung eines freien, d. h. ganz von dem individuellen Willen der sozialen Verkehrssubjekte abhängigen Wechsels dieser Verfügungsmacht (als Zweck des Tausches) zugleich mit der dauernden Bindung an die einmal getroffene Verfügung. 3. Freiheit (d. h. lediglich vom individuellen Willen der Tauschenden abhängige Möglichkeit) der Bestimmung des quantitativen Verhältnisses der auszutauschenden Verkehrsobjekte (weil darin alle nationalökonomischen Probleme, speziell das Preisproblem, wurzeln). 4. Die Anerkennung eines allgemeinen sozialen Wertmasses und Tauschmittels (als Bedingung der Vergleichungsmöglichkeit dieser sozialen Tausch- oder Verkehrsakte).»

¹⁾ Wien 1911. In vielen Punkten deckt sich Amonns Schumpeter-Kritik (S. 121 ff., 178 f.) mit der unsern. Aber abgesehen von den Bedenken gegen Amonns eigene Position (hiergegen vorzügliche Ausführungen bei *E. Heimann*, «Methodologisches zu den Problemen des Wertes und des wirtschaftlichen Prinzips». Archiv für Sozialwissenschaft. Bd. 38, S. 758 ff.), halte ich einen Teil von Amonns Einwendungen gegen Schumpeters «Individualismus» für ein Missverständnis, eine Verwischung des Unterschiedes von «Theorie» und Methode.

²⁾ *v. Gottl*, «Die Herrschaft des Wortes», Jena 1901; «Zur sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung». I. Umriss einer Theorie des Individuellen (Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 23, S. 403 ff.); II. Der Stoff der Sozialwissenschaft (ebenda, Bd. 24, S. 265 ff.); III. Geschichte und Sozialwissenschaft. Das Problem und die Umriss seiner Lösung (ebenda, Bd. 28, S. 72 ff.).

Aus dieser «eigenartigen einheitlichen Form und Gestaltung, welche soziale Beziehungen in dieser allgemein bestimmten Organisation des sozialen Verkehrs erhalten» (S. 191), aus diesem so formulierten Erkenntnisobjekt der Nationalökonomie leitet Amonn die Grundbegriffe der Nationalökonomie ab. Unter Zurückweisung der bisherigen Grundbegriffslehre, deren Unhaltbarkeit schon Dietzel dargetan hatte, unter scharfer Kritik der Lehre von «Wirtschaftseinheit», «Gut», «Bedürfnis», «Produktion», usw., entwickelt er aus seiner Formel heraus die vier Grundbegriffe: 1. «Subjekt der individualistischen Verkehrsbeziehung» (S. 212 f.). 2. «Objekt der individualistischen Verkehrsbeziehung» (S. 277 ff.), worunter weniger das materiale «Gut» als die Verfügungsmacht über das «Ding» zu verstehen ist. 3. Objektives und soziales Preisausdrucksmittel (S. 336 ff.). 4. Preis (u. a. S. 363), wogegen «das subjektive Wertphänomen kein spezifisch nationalökonomisches und überhaupt kein soziales, sondern ein rein individuelles, psychologisches Phänomen ist» (S. 327).

Diesen vier Grundbegriffen der individualistischen Verkehrsbeziehung stellt Amonn für die individualistisch-kapitalistische Verkehrsbeziehung, die durch den Kapitalbegriff als ersten und ursprünglichen charakterisiert wird, als die vier entsprechenden kapitalistischen Grundbegriffe Unternehmung, Ware, Geld und Zins gegenüber (S. 389 ff.). Die Scheidung ist durchsichtig, und es wäre nicht schwer, ihren rein formalen Ursprung und Charakter aufzuweisen. Allein die Tatsache, dass wir es hier (einstweilen?) mit Begriffen ohne Anwendung, ohne theoretischen Bau zu tun haben, Begriffen, die in der Betätigung gewiss rückwirkend selbst Veränderung erführen, verbietet einzelne Kritik. Es darf jedoch hervorgehoben werden, dass Amonn in seinen «kapitalistischen Begriffen» selbst auf den «populären» Begriff des Kapitals und seinen Inhalt rekuriert, hier also, wo der Kapitalname der Volkssprache ihm zur Bekämpfung wissenschaftlicher Terminologie und Theorie von Nutzen ist, bewusst den sonst verpönten Sprachgebrauch als Argument verwendet. Daraus geht hervor, dass der prinzipielle Kampf gegen die «Herrschaft des Wortes» nicht durchzuführen ist, und es zeigt sich, dass er nur dort berechtigt ist, wo das «Wort» leer geworden, nicht mehr einen festumgrenzten Gehalt in sich begreift oder wo es einen in sich vieldeutigen und wissenschaftlich nicht zu verdichtenden Sinn enthält. Aber überall da hat das «Wort» Geltung zu beanspruchen, wo eine sichere Anschauung ihm innewohnt, und die Nationalökonomie als *empirische* Wissenschaft hat allen Grund, an ihm die Zulässigkeit ihrer Abstraktionen nachzuprüfen. Wenn Max Weber¹⁾ in einem bekann-

¹⁾ Weber, Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 19, S. 41.

ten und auch von Amonn doppelt zitierten Wort ausspricht, dass «nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge der ‚Dinge‘, sondern die ‚gedanklichen‘ Zusammenhänge der ‚Probleme‘ den Arbeitsgebieten der Wissenschaft zugrunde liegen», so ist das selbst für die empirische Wissenschaft der Ökonomie richtig. Aber die logische Richtigkeit allein baut keine Wissenschaft. Und nicht nur richtig, sondern *wichtig* und damit in tieferem Sinne gültig wird der Problemzusammenhang nur als Korrelat und Decke, als Abbild und Klammer des Sachzusammenhangs. Wie weit Amonn dieser Forderung genügt, wie weit es überhaupt möglich ist, in unserer empirischen Wissenschaft «Begriffe als wissenschaftliche Erkenntniswerkzeuge zu bilden und hernach sinn-gemässe Namen hinzuzuwählen»¹⁾, ist eine Frage des Standpunktes oder zumindest des Einzelfalls — wir lehnen diese Formulierung und dieses Vorgehen ab aus ähnlichen Gründen, wie sie gegen Schumpeter sprachen, betonen aber doch das grundsätzlich Wichtige von Amonns ganzer Stellung. Wenn Heimann in dem genannten schönen Artikel, der uns eingehende methodologische Erörterungen an diesem Ort erspart, das höhere Recht Schumpeters²⁾ gegen Amonn verfißt, so scheint es immerhin, als ob allzusehr als ausschliessender Gegensatz empfunden wird, was auf seine doppelte Notwendigkeit und Vereinbarkeit erst untersucht werden müsste. Die Methode und das Ergebnis Amonns mögen verworfen werden — von phänomenologischer Seite wäre noch mancher Einwand möglich —, aber es bleibt doch die Frage, ob nicht die Sozialwirtschaft, wenn nicht den einzigen, so doch mindestens einen zweiten, unentbehrlichen Grund der Volkswirtschaftslehre bildet. Gerade wenn man Schumpeter folgt oder wenn man, wie Oswald, eine allgemeine und immer gültige Wirtschaftslehre konstituiert, so bleibt mindestens zu untersuchen, ob es nicht bestimmte, ausschliesslich sozialwirtschaftliche Phänomene gibt, ob nicht neben oder sogar über die «Wirtschaftslehre» eine «Volks- oder «Sozialwirtschafts»lehre zu treten hat. Wie man auch Amonns Ergebnisse beurteilt, so wird man daher ihm das Verdienst zugestehen müssen, dass er zuerst den Versuch einer sozialen Objektsbestimmung, wie er vielleicht schon Stammler vorschwebte, mit bestem philosophischem und theoretischem Rüstzeug unternommen hat und dass er so von der reinen Ökonomie aus zwar nicht die Brücke schlägt, die hinüber führt, jedoch die Notwendigkeit erweist zur organisch-universalistischen Einstellung der Wirtschaft und der Theorie.

¹⁾ Dies wird als Amonns Ansicht erkennbar aus dem letzten Satz der Anmerkung, S. 201, und in praxi aus seiner Begriffsbildung.

²⁾ Aus technischen Gründen wird mir erst während der Drucklegung die Schumpeter-Kritik von Hans Mayer (Zeitschrift für Volkswirtschaft, Bd. XX, S. 181 ff.). Sie ist eine wertvolle Bestätigung und Ergänzung unserer Besprechung.

Oppenheimer.

Jeder Versuch der Einbettung der ökonomischen Theorie in ein höheres philosophisches, soziologisches oder historisches Gesamt bedeutete, dass der Weltanschauung, der Welt des Lebens und der Werte, die die «Exaktheit» aus der Ökonomik hatte bannen wollen, mit vollem Bewusstsein wieder das Recht der bestimmenden Gestaltung zugestanden wurde. Da die «Objektivität» nur die «bürgerliche» Ökonomik unsicher gemacht und durch Skrupel zersetzt hatte, während der Sozialismus, geistig wie politisch in einer Periode starrer Selbstsicherheit, von seiner weltanschaulichen Position so wenig wich wie von seiner theoretischen, kann es nicht wunder nehmen, dass der erste grosse Versuch in einem System unternommen wurde, das trotz der Verschmelzung mit altliberalen Gedanken sein Wesentlichstes dem Sozialismus verdankte. Wenn man heute Oppenheimers «Theorie der reinen und politischen Ökonomie»¹⁾ betrachtet, so ist ihr als Erstling dieses Wagnis als Verdienst anzurechnen, und es ist ihr weiter zugute zu halten, dass in einer Zeit mangelnden theoretischen Interesses ihr Verfasser als einer der wenigen Deutschen in immer neuen Schriften²⁾ und in ungewöhnlich erfolgreicher Lehrtätigkeit das Banner der Wissenschaft aufrecht erhielt. Aber dieses Verdienst hat auch die Schattenseite, dass eine Art der Argumentation und eine Weise der Einstellung möglich wurde, wie sie in andern Zeiten nicht denkbar und wie sie vielleicht überhaupt nur in der Nationalökonomie statthaft war, wo seit je eine Vermengung mit fremden Disziplinen den Anspruch neuer Wissenschaft erheben konnte. Oppenheimer, Dr. med., philosophisch gebildet an Schopenhauer, geistig bestimmt durch Darwin und schon dadurch dem Entwicklungsgedanken des Marxismus nahe, hält Darwins Werk «Die Entstehung der Arten» für die Vollendung von Schopenhauers Lehre (S. 17) und glaubt sich daher philosophisch gerechtfertigt, wenn er in einer Vermengung von Natur- und Geisteswissenschaften, in platter Rationalisierung beider und in medizinisch-beispielhaftem Übergreifen auf fremde Gebiete den Grundstock und die Grenze der Ökonomie festlegt. Wirtschaft und Staat sind ihm «aus derselben Wurzel, dem ökonomischen Trieb erwachsen» (S. 6). «Mit einigen Körnchen Salz» kann man sagen: «Biologie und Soziologie sind nichts als Lehren vom Bedürfnis» (S. 14). «Der Kausaltrieb schafft auf primitiver Stufe die Religion als logische Folgerung aus wenigen, unvollkommen beobachteten Tatsachen» (S. 20). Das «ökonomische

Prinzip des kleinsten Mittels» ist «dem Menschen aus seiner biologischen Geschichte als unverlierbare Erbschaft überkommen. Es wurzelt bereits tief im Anorganischen, ja im Kosmischen» (S. 27). Auch dem Methodenstreit in der Ökonomik liegen — unbewusst — «klassenmässige Gegensätze» zugrunde (S. 67). Genug davon: Das ganze erste Buch des Werkes ist eine solche Blütenlese, und wäre dies der Inhalt, die Art und das Ziel der Soziologie, so hätte v. Below¹⁾ vollkommen recht, wenn er diese «Wissenschaft» für überflüssig und schädlich erklärt. In einer Zeit, in der die Soziologie um ihr Leben kämpft, tut es daher dringend not, von solchen Verirrungen weitab zu rücken, und selbst auf die Gefahr hin, die sonst im Rahmen dieser Schrift gewährte berichtende Sachlichkeit zu verlassen, muss hier deutlich erklärt werden: Dieser Versuch der Einbettung der Ökonomie in das Ganze der Wissenschaft, zumal der Lehre von der Gesellschaft, ist an unzulänglichen Mitteln völlig gescheitert.

Dennoch bleibt ein starkes Verdienst Oppenheimers für die ökonomische Theorie als solche bestehen. Zwar wird man kaum in einzelnen Problemen davon zu sprechen haben, dass sie durch ihn geklärt worden sind: Wer den grossen Wurf wagt, auf eigenem Grund ein Ganzes zu erstellen, bleibt, wenn er scheitert, wirkungsloser, als wer am fremden Bau schadhafte Steine bessert. So ist nicht zu erwarten, dass Oppenheimers Scheidung von reiner und politischer Ökonomie noch je in seinem Sinn wird Geltung gewinnen können; denn ihre Voraussetzung, dass gerade die Verflechtung *politischer* Beziehungen mit den «rein» ökonomischen eine neue Wesenheit mit neuen Problemen bildet, ist in seiner Fassung unhaltbar. Aber doch liegt es so, dass der ganze Tatsachenkomplex, den Oppenheimers politisches Mittel letztlich meint, erst durch ihn wieder in seiner ganzen Bedeutung durchforscht worden ist: das Grossgrundeigentum²⁾. Oppenheimer ist der Meinung: Alle bisherige sozialökonomische Doktrin sei «durchaus Deduktion aus *einem* obersten Axiom, der Lehre von der ursprünglichen Akkumulation» (S. IV). Wohingegen ihn Deduktion und Induktion zu dem gleichen Ergebnis führen: «Nicht ökonomische Beziehungen zwischen Freien und Gleichberechtigten, sondern politische Beziehungen zwischen Siegern und Unterworfenen haben die sozialen und wirtschaftlichen Klassen erschaffen» (S. V). Aus dieser Erkenntnis stellt sich ihm «gebieterisch

¹⁾ «Soziologie als Lehrfach.» Schmollers Jahrbuch, Bd. 43, S. 1271 ff., und als erweiterter Sonderdruck München 1920.

²⁾ Man vergleiche auch seine hierfür wichtigern Schriften: «Siedlungsgenossenschaft», 1896; «Grossgrundeigentum und soziale Frage», Berlin 1898. Gegen die letzte Formulierung von Oppenheimers Lehre in «Die soziale Frage und der Sozialismus» kämpft ausgezeichnet: *Oswalt*, Falsche Rechnungen. Leipzig 1919. Dazu Replik von Oppenheimer und Duplik von *Oswalt*. Frankfurt 1920.

¹⁾ 1. Aufl. 1910. 4. (!) Aufl. Berlin 1919.

²⁾ Am wichtigsten: «Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus», Berlin 1900; «David Ricardos Grundrententheorie», Berlin 1909; «Wert und Kapitalprofit. Neubegründung der objektiven Wertlehre», Jena 1916.

die Aufgabe, nun seinerseits zu versuchen, das System der Ökonomik aus dem neuen Axiom zu deduzieren». Da das System nach Oppenheimers eigener Ansicht mit dieser Behauptung steht und fällt, ist es notwendig, den Trugschluss kurz aufzuzeigen, unter Absehen von vielen Einzelheiten, die an sich unrichtig, doch nur die logische Konsequenz des ersten Fehlers sind.

Der Vorwurf, dass alle «sozialökonomische Theoretik» nur Deduktion aus der Lehre von der ursprünglichen Akkumulation sei, konnte in einem sehr viel früheren Zustand der Theorie, etwa zur Zeit von Karl Marx, mit einigem Recht erhoben werden; wie dies gegenüber Walras und den Österreichern, Clark und selbst Marshall geschehen soll, ist nicht erfindlich. Aber gesetzt selbst, dies wäre einwandfrei, so ist doch die Frage zu erheben, ob der Boden überhaupt und ob nur als *Grossgrundeigentum* Monopolcharakter und -wirkung besitzt. Oppenheimer ist der Meinung, dass die gesellschaftliche Entwicklung in jeder reinen Ökonomie auf die «natürliche Hufengrösse» hintendiert (S. 423). Aber diese Meinung ist eine Behauptung statt eines Beweises, und die historischen Belege, auf die er sich hier wie anderwärts stützen zu können glaubt, waren schon, als er schrieb, längst als hinfällig erwiesen — nach Belows¹⁾ Widerlegung darf Laveleyes geniale Phantasie vom Ur-eigentum auch für den Theoretiker nicht mehr als Historie gelten. Mit der Tendenz zur «natürlichen Grösse» ist es also nichts — die Geschichte weiss dagegen viel zu berichten von der ursprünglichen Bedeutung verschiedener Anlage, Begabung und Begnadung, die Oppenheimer hier wie anderwärts übersieht (von der Bedeutung der «grossen Menschen» erklärt er selbst, nicht viel in der Geschichte gefunden zu haben). Allein selbst diese «Tendenz» könnte bestehen, und dennoch liesse sich nicht so viel, als Oppenheimer will, aus der Tatsache des *Grossgrundeigentums* folgern, weil es *re vera gar kein Bodenmonopol* im strengen Sinn der Theorie gibt. Schumpeter²⁾ hat in ausgezeichneten, eingehenden Darlegungen jeden Punkt dieser «Monopoltheorie» zurückgewiesen; hier genüge es, daran zu erinnern, dass nicht die Gemeinsamkeit der Interessen, nicht die einseitige Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses, sondern die ausschliessliche Herrschaft eines Wirtschaftssubjektes oder einer Wirtschaftsgesamtheit ein Monopol konstituiert; ein solches Monopol des Bodens aber existiert nicht. Weder der Bestand noch die Aufhebung des *Grosseigentums* hat daher die von Oppenheimer erwarteten Folgen: solange der Boden relativ

knapp, d. h. im Verhältnis zum Bedarf selten ist, so lange hat der Boden Wert und Preis mit allen Konsequenzen, so lange wird trotz Oppenheimer (S. 230 u. a.) auch für den «nackten» Grund und Boden «Zins» bezahlt. Nicht die politische Okkupation, sondern die relative Knappheit macht den Boden zum «wirtschaftlichen» Gut — solange er das aber ist, so lange ist die Grundrente eine ökonomische, nicht eine politische Tatsache mit ökonomischen, nicht politischen Gründen und daher ein Problem der reinen Ökonomie. Politisch ist nicht die Tatsache, sondern der *Bezug* der Grundrente, und keine Theorie wird daher je «natürlich» rechtfertigen können, dass sie von einigen wenigen bezogen wird. Aber der Kampf *gegen* das *Grosseigentum* ist nicht minder aussertheoretisch als der Kampf für es. Oppenheimer wird heute weitgehende Zustimmung gewinnen mit der Anklage gegen diese Institution: dass sie «naturrechtswidrige Machtposition» sei, während die Alten sie für eine «naturrechtliche Bindung» hielten (S. X). Aber so falsch oder so richtig diese Anklage auch sei, so notwendig oder so überflüssig solcher politische Trieb als Befuehrung des theoretischen Eifers sich darstelle — *innerhalb* der Theorie hat er keinen Raum, und wenn unsere Wissenschaft nicht abermals in den Kampf, Sieg und Sturz der politischen Parteien hineingerissen werden soll, muss solche Vermengung der Gebiete, der Probleme und der Ziele verhindert werden.

* * *

v. Wieser.

Die Aufgabe, der Böhmer-Bawerk zugunsten der lückenlosen Lösung des kleineren Problems sich versagte, aus der der jüngere Schumpeter durch strenge Scheidung die bislang wichtigsten Teile herausgebrochen hatte, die Aufgabe, vom «subjektiven» Boden aus ein der klassischen Theorie an Umfang und Bedeutung ebenbürtiges System zu errichten, hat in seinem Alter noch der andere Nestor der österreichischen Schule, Friedrich Freiherr *von Wieser*, angegriffen. Seine «Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft»¹⁾ unternimmt es, die Lehre, der er selbst einst die Grundlagen hatte bereiten helfen²⁾, auszudehnen auf das gesamte Gebiet der Wirtschaftslehre. In vier grosse Teile gliedert er hierzu den gesamten Stoff: Eine «Theorie der einfachen Wirtschaft» (I. Abteilung) bereitet den Untergrund, sie ist eine «reine» Theorie der Wirtschaft, jedoch ist es nach Wiesers Wunsch nicht «die dürftige Wirtschaft eines isolierten Robinson», «sondern die Verhältnisse der Gütererzeugung sind in der ganz grossen Ausdehnung

¹⁾ «Das kurze Leben einer vielgenannten Theorie (über die Lehre vom Ureigentum).» Jetzt in «Probleme der Wirtschaftsgeschichte». Tübingen 1920. Abhandlung I. Dort weitere Literaturangaben.

²⁾ «Das Bodenmonopol.» Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 44, S. 495 ff.

¹⁾ Grundriss der Sozialökonomik (I. Abt., I. Buch, A III), S. 125 ff.

²⁾ v. Wieser, «Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes». Wien 1884; «Der natürliche Wert». Wien 1889.

gedacht, die nur durch die Tätigkeit eines Volkes erreicht werden kann, dabei ist aber die millionenköpfige Volksmenge als eine Einheit zusammengefasst» (S. 137). In dieser reinen Theorie werden die Gesetze der Grenze (S. 194), des Vorrates und des Bedarfes (S. 194 f.), der Kosten (S. 201), der gemeinen und der spezifischen Zurechnung (S. 212 ff.) und die «Gesetze der Kapitalrechnung» entwickelt, während der Tausch mit all seinen Variationen und Folgen der «Theorie der Volkswirtschaft» (2. Abt.) vorbehalten bleibt. Während die Theorie der einfachen Wirtschaft «die Volkswirtschaft idealisierend als Wirtschaft des geeinigten Volkes betrachtet» (S. 232), «wird nun gezeigt, wie die vielen Rechtssubjekte, die sich unter der Herrschaft des Privateigentums bei der Verfolgung ihres wirtschaftlichen Vorteiles im Tausche treffen, die Preise bemessen und nach dem Masse der Preise die Volkswirtschaft aufbauen» (S. 137 f.). Auf dem Grunde einer «Theorie der wirtschaftlichen Gesellschaft» werden daher die «Bildungen des Tauschverkehrs» erörtert, der «Aufbau der Erwerbsgemeinschaft und die Einkommensbildung» dargestellt und in der «privaten Wirtschaftsverfassung» dem theoretischen Bild das historische Leben verliehen. Während diese Theorie der Volkswirtschaft, «die Theorie der Tauschwirtschaft im Volke, eine Volkswirtschaft voraussetzt, die frei vom staatlichen Eingreifen ist» (S. 137), bringt die «Theorie der Staatswirtschaft» (3. Abt.) eine Betrachtung des Anteils des Staates an der Volkswirtschaft, seiner Bedeutung als volkswirtschaftlichen Faktors und der besondern Regelung und Regeln seiner Wirtschaft, und die abschliessende «Theorie der Weltwirtschaft» (4. Abt.) untersucht die Unterschiede der internationalen von der nationalen Arbeitsteilung, ihre Gründe und ihre politischen Folgen.

Unnötig zu sagen, dass Wiesers Darstellung in den von früher vertrauten Problemen die alten Vorzüge durchsichtiger Klarheit aufweist. Unnötig aber auch für jeden, der die skizzierte Einteilung ganz durchdenkt, zu sagen, dass im Aufbau des Ganzen wie in vielen Einzelheiten dieser Wieserschen Darstellung sich Mängel, Inkonsequenzen, ja Fehler nachweisen lassen¹⁾. So muss man, um nur eines anzuführen, stutzig werden bei Wiesers gekünstelter Beibehaltung eines volkswirtschaftlichen (objektiven) Tauschwertes (S. 290 ff.), und selbst wenn sich schliesslich verrät, dass dieser Begriff nicht nur aus Tradition übernommen, sondern wohl um der Erklärung des Geldes willen eingeführt ist (S. 310), wird man sich mit dem angeblichen Tatbestand des volkswirtschaftlichen Tauschwertes nicht befreunden. Und Wiesers einfache Wirtschaft, die eine Volkswirtschaft

¹⁾ Eine in vielen Punkten richtige Kritik, die nur infolge der bei ihm üblichen persönlichen Art und übertreibenden Schärfe wirkungslos bleibt, gibt Liefmann an verschiedenen Stellen seiner «Grundsätze».

und doch wieder keine ist, ist eine ganz unhaltbare Fiktion. Aber diese Einwände gegen Wiesers Ergebnisse — Einwände, die sich zu völliger Ablehnung verdichten bei jedem Hinausschreiten Wiesers über den Rahmen der engeren Wirtschaftstheorie — müssen zurückgestellt werden gegenüber der wesentlicheren Anerkennung, dass der Altmeister unserer Wissenschaft die Probleme ihr wieder gewiesen hat, die eine Generation lang in der Theorie zurücktraten, die er selbst nicht mehr zu lösen vermochte und die doch dringend der erschöpfenden Behandlung bedürfen, wenn nicht die Theorie endgültig auf den Zusammenhang mit der Wirklichkeit und auf ihre Gestaltung verzichten will. In Wiesers Werk scheidert die subjektive Lehre gegenüber allen wirtschaftlichen und staatlichen Objektivationen. Aber es ist ein Verdienst, dass er sich tatkräftig zur Meinung bekennt, die «reine» Wirtschaftstheorie dürfe nicht das letzte Wort der Wissenschaft bleiben. Das Problem, dem wir Oswald bewusst ausweichen sahen, das Amonn durch Einführung des «Sozialen» vergeblich zu lösen suchte, greift Wieser unmittelbar an und erliegt ihm. Aber gerade dadurch wird dieses *Problem des Verhältnisses von Wirtschafts- und Volkswirtschaftslehre* in einer Schärfe und Dringlichkeit gestellt, dass es die nächste Zukunft zu beherrschen bestimmt ist. Auch das Problem der Motive und Ziele der staatlichen Wirtschaft ist durch Wieser angedeutet¹⁾ (S. 415 ff.), und, wie die Realität in täglichem Ansturm, so stellt auch Wieser erneut die von Schumpeter in dieser Fassung abgelehnte Frage: Wie steht die Theorie zur Wirtschaftspolitik und was ist hierfür ihre produktive Leistung?

* * *

Liefmann.

Wenn wir von einem Problem des Verhältnisses von Wirtschafts- und Volkswirtschaftslehre sprechen, so liegt darin implicite die Behauptung beschlossen, dass die Volkswirtschaft eine eigene Wesenheit mit eigenen Gesetzen darstellt, dass die Volkswirtschaft etwas anderes ist als die Summe der Einzelwirtschaften und dass sie daher auch durch keine individualistische Betrachtungsweise in ihrem Aufbau und ihrer Bewegung zu fassen ist. Von hier aus wäre nach Abgrenzung des

¹⁾ Wieser scheidert bei der Erfassung ihrer spezifischen Besonderheit, da er vom Wirtschaftssubjekt, statt -motiv und -ziel ausgeht. Das «Motiv» ist nicht, wie Spann auf Grund vieler, langer psychologischer Auseinandersetzungen, gerade auch Wiesers, meinen darf, eine ausserwirtschaftliche Tatsache; denn es versteht sich, dass es sich z. B. nie um das «Bedürfnis an sich» handeln kann, sondern nur um das *wirksame*, zur Tat führende Bedürfnis, das das «Ziel» der Wirtschaft bestimmt. Der Unterschied zwischen der «Bedürfnis-» und der «Ziel»lehre ist daher inhaltlich gering. Der Vorzug der «Ziel»lehre besteht in der Möglichkeit, die Wirtschaft in einem einheitlichen Kreislauf zu erfassen, der Vorzug der «Bedürfnis»lehre in der gerade heute wichtigen Herausstellung des subjektiven Moments.

Wesens der Volkswirtschaft und der Volkswirtschaftslehre die Einzelwirtschaft und die Einzel- oder Erwerbswirtschaftslehre einzugliedern in den umfassenderen Bereich, und es wäre die Anomalie, die uns vom Staat her vertraut ist, auch in der Wirtschaft aufzulösen: Dass die *gliedhafte* Einstellung in ein höheres Gesamt nicht nur die Motive und Ziele, sondern auch das Wesen des Einzelteils ändert. Dieser Weg ist mit viel Gestrüpp verhangen und seine Beschreitung heute weniger populär als vor 100 Jahren, wo die noch lebendigen Staatsorganismen auch den deutschen Ökonomen vor der Verwechslung von Wesen und Beziehung bewahrten. Und so ist es fast eine innere Notwendigkeit, dass zumindest der Versuch gemacht wurde, diese Anomalie glattweg zu zerschlagen, dadurch, dass man der Wirtschaftslehre das gesamte Gebiet der Wissenschaft einräumte. «Sind die tauschwirtschaftlichen Beziehungen der Einzelwirtschaften zueinander Gegenstand der Wirtschaftswissenschaft», so fragt Robert *Liefmann*¹⁾, «oder, wie heute noch viele glauben, ein über ihnen stehender geheimnisvoller Organismus, ein ‚sozialer Gesamtkörper‘, oder, wie die schönen ‚sozialökonomischen‘ Ausdrücke lauten, eine ‚Sozialwirtschaft oder Volkswirtschaft?« (I, S. 100).

Liefmann hat neben Schumpeter und Spann heute in Deutschland als der einzige zu gelten, der auf eigener Grundlage ein gesamtes System der Wirtschaftslehre zu errichten und es nach allen Seiten hin auszubauen unternahm. Gleichgültig, wie man seinen Wert beurteilt, was sowohl von der Ansicht über seine Resultate wie von der geistig-menschlichen Stellung abhängen wird, ist diese Tatsache zuzugeben, und Liefmann ist daher im Recht, wenn er sich über Art und Ton der gegen ihn üblichen schulmeisterlichen Kritiken beschwert. Aber andererseits: Wenn solch hervorragende Theoretiker wie Amonn und Oppenheimer, solch anerkannte Wissenschaftler wie Elster und Stolzmann, Esslen und Diehl zu einer gleichermassen nicht nur sachlich, sondern auch persönlich scharfen Kritik sich getrieben fühlen, so kann der Autor kaum ganz unschuldig hieran sein. In der Tat liegt es so, dass Liefmann jeden der Geschichte unserer Wissenschaft Kundigen beleidigen muss durch die grosse Zahl falscher Urteile über frühere Theorien und dass er jeden Menschen persönlichen Feingefühls kränken wird durch die Betonung seines Selbst und seiner — in Wirklichkeit durchaus nicht immer — originalen Leistung²⁾. Wir

¹⁾ *Liefmann*, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Band I: Grundlagen der Wirtschaft, 1917; Band II: Grundlagen des Tauschverkehrs, 1919.

²⁾ Trotz der masslosen, nur von Liefmann selbst überbotenen Schärfe *Amonns* sind seine Kritiken (Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 44, S. 844 ff., Bd. 46, S. 246 ff.; 367 ff.), neuerdings vermehrt um Liefmanns Replik (ebenda, Bd. 47, S. 500 ff.)

dienen der Sache am besten, wenn wir auch hier zunächst uns der eigenen Kritik enthalten und Liefmanns Gedankengang, gereinigt von allen Polemiken und dadurch verursachten Weitschweifigkeiten, darstellen.

Alle bisherigen Auffassungen der Wirtschaft sind für Liefmann materialistisch - objektiv - quantitativ gewesen, auch die angeblich subjektive Theorie der Österreicher, die schon mit ihrem Wertbegriff, aber auch mit ihrer Preistheorie «ein höchst unlogisches Gemisch von Objektivismus und Subjektivismus» gaben (I, S. 26)¹⁾. Dem stellt Liefmann seine «psychische» Auffassung der Wirtschaft gegenüber, die «nicht mehr durch das Objekt bestimmt wird, nicht mehr das Wirtschaften als ein Handeln an bestimmten Objekten, beschränkt vorhandenen Gütern auffasst, sondern, viel tiefer greifend, das Wirtschaften in der Psyche der Menschen, in der Gegenüberstellung von Lust- und Unlustempfindungen verankert sieht» (I, S. 71). Als Verdeutlichung dient u. a. die Tatsache, dass selbst Nationalökonomien auf die Frage nach dem Zweck beispielsweise einer Schuhfabrik antworten: Schuhe zu fabrizieren. Während nach Liefmann ihr Zweck, wie der Zweck jeder Wirtschaft, Bedarfsbefriedigung ist — aber «nicht etwa Bedarfsbefriedigung der Nachfragenden nach Schuhen», sondern «*Bedarfsbefriedigung des Unternehmers*, des Inhabers der Fabrik» (S. 80 f.; S. 317 heisst es direkt: «Die wirtschaftliche Aufgabe einer Schuhfabrik — und, nebenbei gesagt, nicht etwa nur ihre ‚privatwirtschaftliche‘, sondern auch ihre ‚volkswirtschaftliche‘ Aufgabe — besteht darin, Profit zu erzielen»). Nur die materialistisch-quantitative Auffassung führt zu der «technischen» oder «volkswirtschaftlichen» Antwort — die psychische Theorie dagegen beschäftigt sich mit den Erwägungen der wirtschaftenden Menschen. Aufgabe der Wirtschaftstheorie ist es, aus diesen Erwägungen, aus dem Vergleichen von Nutzen (Genuss) und Kosten (Anstrengungen), dem «Identitätsprinzip

und Amonns Schlusswort (ebenda, Bd. 47, S. 523 ff.), am besten geeignet, um gleichzeitig die drei Tatsachen zu erhellen: 1. dass Liefmanns Urteile über fremde Theorien meist unsachlich oder falsch sind und dass die begriffliche Reaktion des Literaturkenners gegen diese Irrtümer den Kritiker leicht das Mass verlieren lässt; 2. dass Liefmanns Theorie, weniger im Gedankengang als in der Wortfassung, noch ausserordentlich reich an Widersprüchen ist, wodurch vom Kritiker recht viel guter Wille verlangt wird; 3. dass Amonn so wenig wie die Mehrzahl der andern zünftigen Kritiker (mit rühmlicher Ausnahme neuerdings von *Enjlis* und *Hero Møller*) diesen zu aller Kritik erforderlichen guten Willen mitbringt, vielmehr im Zorn über Liefmanns Anmassung und Fehler die tatsächliche Leistung Liefmanns übersieht. Sachlich richtig und zugleich im Ton würdig ist die Kritik *Oswalts*, der bereits auf Grund Liefmanns früherer Schriften sich gegen den «Ertragsgedanken» wendet (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N. F. 4, S. 299 ff.; 384 ff.).

¹⁾ Ich zitiere hier und in Zukunft nur eine Stelle, auch wenn, wie bei Liefmann meist, die gleiche Behauptung verschiedentlich wiederkehrt. — Hier wie dort vermisst man bei Liefmann schmerzlich die Nennung *v. Zwiédinecks*.

der Wirtschaftswissenschaft» die wirtschaftlichen Erscheinungen und Vorgänge abzuleiten (I, S. 187 u. a.).

Mit diesem Ausgehen vom — neu formulierten — wirtschaftlichen Prinzip fallen für Liefmann nicht nur «Volkswirtschaft», sondern auch wirtschaftlicher «Wert», wirtschaftliches «Gut» und «Einzelwirtschaft» als Ausgangspunkte fort. Wer unsern bisherigen Ausführungen folgte, wird anderseits sehen, dass mit Oswald, den wir aus diesem Grunde früher so eingehend referierten, sich eine auffallend enge Berührung zeigt, obwohl dort der «Wert» nicht eliminiert ist. Wenn Liefmann formuliert: «Wirtschaften bedeutet eben: die aufzuwendenden Kosten nach dem wirtschaftlichen Prinzip auf die verschiedenen an sich unbeschränkten Bedürfnisse verteilen, d. h. sie so verteilen, dass eine möglichst vollkommene Bedarfsbefriedigung mit möglichst geringen Kosten erzielt wird» (I, S. 290), so ist das eine Formulierung, die Oswald, es sei denn aus stilistischen Gründen, nicht abzulehnen braucht, und es zeigt sich, wie sehr das Urteil über Liefmanns Theorie von dem Erweis ihrer höheren Brauchbarkeit abhängt — zunächst bleibt der Eindruck, dass Oswalds Bedarfssystem klarer und anschaulicher den gleichen Komplex wie Liefmann umschreibt, und auch wenn Liefmann mit Recht sagt, dass Oswald wie die subjektive Theorie ausgeht von einem gegebenen Gütervorrat, so bleibt doch zu erörtern, ob Liefmanns neue Frage: «Welche Mittel und in welchem Umfang beschaffe ich mir?», etwas anderes als eine Akzentverschiebung, als eine Vorverlegung des betrachteten, typisierten Augenblicks bedeutet. Liefmann selbst hält die Annahme gegebener Mittel für einen schweren Fehler; denn das Eigentümliche des wirtschaftlichen Handelns besteht ihm gerade darin, «festzustellen, bis zu welchem Punkte bei den verschiedenen Bedürfnissen Mittel, Kosten, aufgewendet werden können. Diese Kosten sind aber keine ‚Güter‘, von denen der Wirtschaftler eine bestimmte Menge ‚vorrätig‘ hat, sondern sie sind als *Unlustgefühle* aufzufassen, die sich im Gegensatz zum Nutzen mit jeder aufgewendeten Einheit steigern» (I, S. 294 f.). Wirtschaften bedeutet daher, «auf Grund des Rationalitätsprinzips eine Art Proportionalitätssystem herstellen», «auf psychischer Grundlage, von Lust- und Unlustempfindungen» (I, S. 298).

Demgemäss ist Wirtschaften ein Vergleichen von Zweck und Mitteln und dadurch unterschieden von der Technik, die nur «verschiedene Mittel miteinander vergleicht (in ihrer Wirksamkeit für Erreichung eines gegebenen Zweckes) oder «verschiedene Zwecke miteinander, unter dem Gesichtspunkt, welche von ihnen am besten mit einem gegebenen Mittel zu erreichen sind» (I, S. 337). Die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Technik, die, wie wir schon erwähnten und noch mehrfach sehen werden, ein weiteres meistbehandel-

tes Problem der gegenwärtigen Ökonomie bildet, erhält hiermit bei Liefmann eine verhältnismässig einfache Antwort, aber um den hohen Preis, dass alle materiell-wirtschaftlichen Handlungen der Technik zugewiesen werden und damit doch auch die ganze Produktion. Wenn in Liefmann-Zwiedinecks Beispiel (I, S. 349 ff.) beim Brückenbau selbst eines isoliert lebenden Farmers «die Entschliessung, ob man sich überhaupt eine Brücke beschaffen solle, die Vergleichung ihres Nutzens mit andern sonst zu erzielenden und die Gegenüberstellung mit ihren verschiedenen Kosten» wirtschaftliches Handeln ist, alles übrige aber Technik¹⁾, so ist die Konsequenz: Wenn der Bauer sich Sonntags überlegt, wie er sich die Arbeit der Woche einteilen soll, so ist das wirtschaftliches Handeln; wenn er wochentags den Acker pflügt und eggt und sät, so ist das Technik. Das ist gewiss logisch einwandfrei, und es wird niemand die genannten Handlungen in den Rahmen der *ökonomischen Theorie* zwingen wollen. Aber sie darum aus der «Wirtschaft» überhaupt hinauszudeuten, ist ein in seiner Wirkung zumindest zweifelhaftes Verfahren und legt die Frage nahe, ob nicht der Wirtschaftsbegriff selbst zu eng gefasst ist.

Das Vergleichen von Nutzen und Kosten, die Feststellung des *Ertrages* kann nach Liefmann entweder hinausgehen auf die Erzielung von Gelderträgen, «Erwerbswirtschaft», oder auf die mittels eines Geldertrages zu erzielende Bedarfsbefriedigung: Konsumwirtschaft. Ihr verschiedener Charakter entscheidet über die Qualifikation der «Güter», die Liefmann in Genussgüter, solche, «die direkt zum Konsum der sie besitzenden Wirtschaft bestimmt sind» (S. 376), und Kostengüter, «alle die dem Besitzer nur indirekt einen Nutzen verschaffen», trennt. Liefmanns eigene Formulierung könnte ihm nahelegen, die «Kostengüter durch (indirekte Genussgüter) zu ersetzen, wie wir vom Boden der österreichischen Schule es formulieren würden. In Wirklichkeit ist aber nicht, so wie es hier aussieht, der Genuss bzw. Nutzen, sondern die *Kosten* sind Liefmanns zentraler Begriff, die *Kosten* nicht technisch quantitativ, nicht als Geldmenge, sondern psychisch, als Schätzungsbegriff, der nur bei den reinen Erwerbswirtschaften einen Geldausdruck findet. Daher liegt ihm auch nicht an der Zurückführung auf einen gemeinsamen Nenner, sondern die Feststellung der verschiedenen Grössen und ihr Vergleich erlaubt ihm erst die Ertragsfixierung, um die sich ihm die Wirtschaft gruppiert. Nicht der *Grenznutzen*, sondern die *Grenzkosten* sind daher auch für

¹⁾ An andern Stellen nennt Liefmann auch die Handlungen, zu denen das Nutzen-Kosten-Vergleichen, die Ertragsfeststellung führt, wirtschaftlich. Hierin liegt einer der vielen nicht ausgeglichenen Punkte seines Systems, die aber wieder von der Kritik allzusehr gegenüber den positiven Leistungen betont sind.

Liefmanns wirtschaftsregulierendes Mittel, den Grenzertrag, entscheidend. «Grenzertrag» heisst ihm so «der Ertrag der letzten Kosteneinheit, die auf jedes Bedürfnis verwendet wird», er ist es, der die Kosten *bestimmt*, «die als letzte auf die Befriedigung eines jeden Bedürfnisses verwendet werden können» (I, S. 407).

Die Annahme der Ertragschätzung besagt für Liefmann, dass ein Wirtschaftler dort seine Tätigkeit beginnen wird, wo das Verhältnis des zu erzielenden Nutzens mit den in Kauf zu nehmenden Kosten, der Ertrag, am günstigsten ist (vgl. das Beispiel I, S. 409 ff.). Wir halten hier einen Augenblick inne und befragen unsere Erfahrung nach der Richtigkeit dieses Satzes. Es leuchtet sofort ein, dass er für die Erwerbswirtschaft (aber dort nur als Geld-, nicht als «psychischer» «Schätzungs»begriff) unbestreitbar ist — von dort stammt ja der ganze Ertragsgedanke. Aber für die Konsumwirtschaft? Wir setzen einen einfachen Fall: Jemand hat Hunger und Durst, und zwar sei sein Essbedürfnis vier mal so stark als sein Durst, zur Stillung des Hungers ist ein vier Stunden langer Gang nach einem Ort A erforderlich, zur Stillung des Durstes ein halbstündiger Gang nach einem entgegengesetzt liegenden Ort B. Der «Ertrag» ist also am günstigsten bei B; aber wir fragen: Wer glaubt, dass wirklich dieses günstigen «Ertrages» wegen zuerst der Durst gestillt wird? Oder wenn jemand vor einer Speisekarte sitzt, hat da schon je eine «Ertrags»schätzung sein Verhalten bestimmt? Oder wenn jemand sehr dringend einen Mantel braucht, wird er dann wegen günstiger «Ertrages» einen weniger dringend benötigten Spazierstock zuerst kaufen? Die Beispiele lassen sich beliebig stellen — ich sehe, sobald man Liefmanns Zahlen konkret benennt, keinen Fall ausserhalb der Erwerbswirtschaft, bei dem tatsächlich der «Ertrag» bestimmend eingreift, und ich habe bei vielen versuchsmässigen Fragen niemand gefunden, der zu Hause oder vor der Speisekarte eine «Ertrags»schätzung vornimmt. Wäre alle Wirtschaft Bedarfswirtschaft, so bliebe daher unseres Erachtens keine andere Möglichkeit, als Liefmanns Ertragsgedanken als positiv unrichtig (nicht nur als untauglich) abzulehnen. «Der Wirtschaftler muss die Befriedigung seiner Bedürfnisse in der Weise vornehmen, dass er den absteigenden Erträgen folgt» (I, S. 412), dieser Satz Liefmanns ist ein Postulat, das mit keiner Wirklichkeit der «Konsumwirtschaft» etwas zu tun hat.

Die Tatsache, dass heute die Erwerbswirtschaft den eigentlichen Wirtschaftstyp darstellt und dass sie in ihrem Vordringen immer weitere, noch nicht vom Gedanken der Ertragssteigerung beherrschte Teile in ihr Gebiet hineinzieht, lässt jedoch der Liefmannschen Theorie einen weiten Geltungsbereich, selbst wenn man hier sich unserer Ablehnung anschliesst. Ja, selbst von

Liefmanns Gesetz des Ausgleichs der Grenzerträge in der Konsumwirtschaft bleiben, auch wenn man im Anschluss an Gossen und teilweise Schumpeter statt dessen von einem Ausgleich der Grenznutzen richtiger meint sprechen zu müssen, eine Reihe wertvoller, hier nicht zu erörternder Ergebnisse. Für die Erwerbswirtschaft ist zweifelsfrei, dass hier der Ertragsgedanke, da sich in ihm Theorie und Praxis treffen, nicht nur anschaulicher, sondern deckender ist als jede reine Wert- oder Kostenerklärung, und wir folgen daher, obwohl uns auch hier die *theoretische* Aufgabe in der Zurückführung des «Ertrages»¹⁾ mehr als in seiner Isolierung zu bestehen scheint, weiter dem Gedankengang Liefmanns.

Der Kostenschätzungsbegriff ist Liefmann geräumig genug, um in ihm all das, was bisher unter den Begriffen Arbeit, Kapital und Boden erörtert wurde, zu fassen. Es gilt ihm als Fehler der bisherigen Theorien, dass sie alle drei Begriffe «technisch-materialistisch» als Produktionsfaktoren ansahen, während sie für jede *ökonomische* Theorie eben nur als Kosten in Betracht kommen (I, S. 466 f.). Zu den Kostengütern gehört auch das Geld, auch es wird daher in den Konsumwirtschaften in eine psychische Kostenrechnung hineingestellt. Da somit nicht die Produktionsmittel «kosten», sondern die gesamten Unlustempfindungen, ist eine *Zurechnung* von Teilen des Ertrages auf die verschiedenen Produktionsfaktoren nicht möglich; sie ist aber nach Liefmanns Ansicht auch gar nicht nötig; «denn die Anwendung der einzelnen Produktionsmittel, die proportionale Benutzung der verschiedenen Kostenfaktoren erfolgt in der Wirtschaft auf Grund technischer Erfahrungen» (I, S. 479). Andererseits erhebt sich für Liefmann das Problem, festzustellen, wie denn Kostengüter geschätzt werden. Für die Güter erster Ordnung findet er dabei die «sehr bemerkenswerte und ... noch niemals erkannte Tatsache», dass die als Kostengüter geopferten «als solche genau so geschätzt» werden «wie der Kostenfaktor Arbeitsmühe, *nämlich* ²⁾ nach dem Gesetz der steigenden Kosten» (I, S. 486), wohingegen sie als Genussgüter nach sinkendem Nutzen geschätzt werden; für die Güter entfernterer Ordnung, die stets Kostengüter sind, die Tatsache, dass «jede Einheit des

¹⁾ Das Ergebnis wäre dann meist eine Eliminierung des Kostenbegriffes. Diese Erkenntnis liegt der Kritik Spanns zugrunde («Fundament der Volkswirtschaftslehre», S. 14 f.).

²⁾ Von mir gesperrt, um auf die in dieser Besprechung sonst nur zu streifende Unrichtigkeit der Liefmannschen «Psychologie» aufmerksam zu machen. An der Unhaltbarkeit seiner Gleichsetzung von Kosten-Unlust-Arbeitsmühe ist kein Zweifel möglich, an der Tatsache, dass er psychisch nennt, was mit der Psyche nichts zu tun hat, ebensowenig. Die Aufgabe besteht aber jenseits solcher, allzu leichten Kritik festzustellen, ob nicht richtige Beobachtungen seinen falschen Benennungen zugrunde liegen. Und das kann beim Ertragsgedanken für die Erwerbswirtschaft doch nicht gut bestritten werden.

ganzen Vorrats geschätzt wird nach dem Nutzen einer weiteren, über die vorhandene Menge noch hinausgehenden Einheit» (I, S. 490). In der Erwerbswirtschaft werden *alle* Kosten in Geld veranschlagt, hier wird, um den Wirtschaftsplan zu erleichtern, eine bestimmte Geldmenge als rechnungsmässige Kosten zugrunde gelegt (I, S. 514). «Solche feste Kosten, die einer Erwerbswirtschaft zugrunde gelegt und dem Geldreinertrag gegenübergestellt werden», nennt Liefmann (ibid.) «Kapital». Der technische Kapitalbegriff u. a. Böhm-Bawerks (den aber schon Schumpeter verlassen hatte!) war nach Liefmann nur auf Grund der ganzen materialistischen Betrachtungsweise möglich. Die «psychische Behandlung» lehrt, dass nur «die Kostengüter als Mittel des Geldertrags» (I, S. 558), die «Geldrechnungsform der Kostengüter» (I, S. 564) und eventuell das Geld selbst Kapital sind¹⁾. Kapital ist, wie Liefmann abschliessend definiert, «die zur Feststellung eines Geldertrages dienende Geldrechnungsform dauerbarer Kostengüter und das Geld selbst als solches» (I, S. 567; vereinfacht 580). Innerhalb dieses Begriffes scheidet Liefmann Leih- und Unternehmungskapital, unter Verwendung von Gedanken, die dem Leser seiner «Beteiligungs- und Finanzierungsgesellschaften»²⁾ bereits vertraut sind und daher hier nicht wiederholt werden müssen. Auch seine Ausführungen über den Kapitalismus, die gegenüber jenem Buche eine wesentliche Verbesserung³⁾ erfahren haben, bringen mehr eine Anwendung als eine Fortführung der Theorie, die erst mit der Fixierung eines neuen «Wert»begriffes eine Bereicherung erfährt. Während Liefmann hier wie andernorts den Versuch der Subjektivisten, einen besondern «Wert» neben «Nutzen» und «Preis» aufzustellen, mit Hohn überschüttet, führt er zwar nicht für die Konsum-, doch für die Erwerbswirtschaft selbst einen Wertbegriff ein. Bei den dauerbaren Kostengütern, mit denen man dauernde, periodische Gelderträge erzielt oder erzielen kann, findet eine Veranschlagung des Ertrages in Geld, eine Kapitalisierung statt. Das Ergebnis ist — hier folgt Liefmanns Theorie in bemerkenswerter Nähe dem Sprachgebrauch — ein mit den Kosten nicht identischer Ertragswert. Über den Bereich der Kostengüter hinaus greift das «Vermögen», das Liefmann gleichfalls zu den Geldrechnungsbegriffen zählt und unter dem er «die geldliche Veranschlagung aller Güter, über die jemand für die Zwecke seiner Bedarfsbefriedigung dauernd und

letztlich verfügen kann» (I, S. 623) versteht. Damit sind die Grundlagen und Grundbegriffe gegeben, auf denen und mit deren Hilfe Liefmann den tauschwirtschaftlichen Mechanismus zu erklären unternimmt; der zweite Band seines Werkes kann daher im Zusammenhang die «Grundlagen des Tauschverkehrs» darstellen.

Es ist nicht nötig, auch hier dem Gedankengang Liefmanns im einzelnen an dieser Stelle zu folgen, da der zweite Band naturgemäss mehr eine Anwendung der Liefmannschen psychischen Grundgedanken auf die tauschwirtschaftlichen Vorgänge als eine prinzipiell neue Auffassung enthält. Die Behandlung des Tausches und der Tauschkonstellationen verdichtet die Nutzen- und Kostenerwägungen zur Marktkonstellation, die Erörterung des Geldes gibt, mit manchen Verbesserungen, Liefmanns schon aus «Geld und Gold» bekannte «ökonomische» Geldtheorie, die Darstellung des Preises gibt mit der Erklärung des Zustandekommens von Angebot und Nachfrage und des Funktionierens des Gesetzes vom Ausgleich der Grenzerträge Liefmanns Auflösung des ökonomischen Preisproblems. Der Leser, der mit der Geschichte unserer Wissenschaft vertraut ist, wird hier vielleicht noch mehr als sonst an der angeblichen Originalität Anstoss nehmen — Schumpeters Erkenntnis von der Interdependenz der Preise etwa scheint für Liefmann nicht zu existieren —, aber sieht man hiervon ab, so besteht kein sachlicher Anlass zu Einwendungen gegen die innere Konsequenz von Liefmanns Theorie. Wesentlich neu, eine Erweiterung der bisher betrachteten Teile und eine Bereicherung der Theorie ist dann wieder Liefmanns Lehre vom Einkommen.

Das Einkommen hat dadurch für Liefmann besondere Bedeutung, dass schon das Geld ihm nur als Vermittlung zwischen Einkommen und Gütern erscheint. Erst die psychische Theorie, meint er, lehrt erkennen, dass es einen objektiven allgemeinen Geldwert, eine allgemeine Kaufkraft nicht geben kann, sondern dass jeder das Geld verschieden, ja nach der Grösse seines Einkommens, bewertet. Nicht das Geld, nicht die realen Zahlungsmittel, sondern die Einkommen kaufen daher die Güter, welche in abstrakter Rechnungseinheit bloss verrechnete Summen sind (II, S. 166). Das Einkommen ist für Liefmann, wie schon u. a. «Vermögen», ein bloss geldwirtschaftlicher Begriff. Gegenüber dem Ertrag, der immer ein Relationsbegriff ist, einen Überschuss von Nutzen über Kosten bedeutet (II, S. 394), ist Einkommen eine Geldmenge, die eine Konsumwirtschaft innerhalb einer Wirtschaftsperiode für die Bedarfsbefriedigung verwenden darf und die «als solche, d. h. als Kosten» individuell geschätzt wird (II, S. 397; variiert S. 426 u. a.). Das Einkommen wie alle Erträge erklärt Liefmann aus der Preisbildung; eine Verteilungstheorie

¹⁾ Unsere abweichende Auffassung, die aus der Forderung historischer Variation resultiert, ist an anderem Ort darzustellen. Bei Oswald deuteten wir bereits mit dem Gegensatz von «kapitaler» und «kapitalistischer» Wirtschaft an, dass wir zwei Kapitaldefinitionen für notwendig halten.

²⁾ 2. Aufl. 1913.

³⁾ Vgl. I, S. 589 u. a.

hatte nur die «materialistische» Theorie nötig, während Liefmanns tauschwirtschaftlicher Grenzertrag, der Bestimmungsgrund des Angebotes und aller Preise, gegenständiglich als Einkommen in der Form des Minimallohnes erscheint (II, S. 469). Wie die Löhne, sind auch die andern «bedungenen Erträge als Preise und aus der Preisbildung zu erklären» (II, S. 505), also die Pacht-, Miet- oder Geldleihzinsen. Eine Sonderbetrachtung der Grundrente u. dgl. ist gleichfalls nach der Beseitigung der Lehre von den Produktionsfaktoren nicht mehr nötig, sie gehört zu den «Gewinnen», den nichtbedungenen Erträgen und Einkommen, und wird mit diesen betrachtet.

Diese ganze Lehre vom Einkommen, deren Inhalt und Ausmass hier nur angedeutet werden kann, zeigt, bei allen Schwächen, die ihr im einzelnen anhaften, und die i. a. allein betont werden, selbst in dem kurzen Auszug die Fruchtbarkeit oder besser die Fassungskraft und die Anschaulichkeit der Liefmannschen Theorie angesichts der Erwerbswirtschaft. Dass alle bisherige Ökonomik falsch, Liefmanns Theorie allein richtig ist, wird freilich ausser dem Verfasser und einigen Praktikern, die die alte Theorie nur aus Liefmanns Darstellung kennen, wohl niemand glauben. Dass diese «Grundsätze» in gleicher Weise wie Ricardos Principles die nächsten Jahrzehnte bestimmen (I, S. XXI), wird ausser dem Verfasser niemand hoffen, dem es um exakte theoretische Arbeit, um wissenschaftlichen Anstand gegenüber den Meistern und um pflegliche Schonung des überkommenen Erbgutes zu tun ist, und auch Liefmann selbst wird, wenn noch einmal sein Furor von ihm weichen sollte, nur mehr die Bewahrung seiner Grundgedanken, doch seinen «Grundsätzen» Vergessenheit ersehnen müssen. Aber andererseits: Liefmanns Theorie ist in Teilen selbständig und fruchtbar genug, um ehrliche Beachtung und sorgsamem Ausbau seitens der Wissenschaft zu verdienen, und sie ist ferner trotz aller ihrer Fehler und Grenzen, teilweise wegen ihrer, geeignet, einen Siegeszug unter den Praktikern anzutreten, deren Denkart und deren Wünschen sie vollkommen entspricht. Dies letzte nimmt der Theorie kein Manko, aber es erinnert wieder daran, was wir schon früher erwähnten: dass die akademische Wissenschaft in Gefahr ist, sich in wirklichkeitsfremden Fernen zu verlieren, wodurch einer weniger strengen, aber wirklicheren Theorie aller Raum offen steht. So kann die Liefmannsche Theorie und ihre gewisse Wirkung dem nichts-als-exakten Teil der Wissenschaft eine ernste Mahnung sein, ganz abgesehen davon, dass sie ihr in jedem Fall — und das sei gegenüber den Nichts-als-Kritikern nochmals ausdrücklich hervorgehoben — eine beträchtliche Zahl von Funden, Ergänzungen und Anregungen zu verdanken hat. Dass der Ertragsgedanke für die Konsumwirtschaft

falsch ist, erwähnten wir. Auch von Liefmanns «Psychischem» wird nicht allzuviel übrigbleiben. Der Unterschied von den Österreichern ist hier geringer als Liefmann glaubt, und seine Gleichsetzung von Nutzen=Lust und Kosten=Unlust ist ebensowenig haltbar wie sein Gesetz der steigenden Arbeitsmühe. Aber da — wir sagten es schon — die Erwerbswirtschaft heute den Hauptbezirk der Wirtschaft einnimmt und da hier die Ertragsrechnung gilt, besteht aller Anlass für die «subjektive» Theorie, sich *hier* die Liefmannsche Formulierung zu eigen zu machen. Der erste Schritt ist sehr klein — von der Oswaldschen Formulierung des wirtschaftlichen Prinzips aus handelt es sich überhaupt nur noch um einen Wortwandel, der nötig ist. Erst die wichtige Erweiterung der Fragestellung, die durch Liefmanns Problem des *Kostenaufwandes* gegeben ist, erfordert einen erheblicheren Umbau. Findet dieser gebührendermassen statt, dann ist die erwerbswirtschaftliche, individualistische Theorie nicht nur in die Ökonomik einbezogen, sondern sie zuerst hätte dann dank Liefmann eine Art von Abschluss erreicht.

Es hat wenig Zweck, diese Leistung zu kennzeichnen durch Schlagworte, deren wenig besagende Oberflächlichkeit daraus erhellt, dass man Liefmanns Theorie mit dem gleichen Namen, wie er die Österreicher — und mit mindestens gleichem Recht —, «materialistisch» nannte, und selbst Jaffés treffende Bezeichnung «System der kapitalistischen Wirtschaftsordnung»¹⁾ wird nur dem Kundigen Aufschluss über den Charakter des Werkes geben. Tatsache jedoch ist, dass, wenn diese Theorie der Erwerbswirtschaft ihrem Anspruch gemäss als *die* Theorie der Wirtschaft oder gar der Volkswirtschaft sich durchsetzen sollte, dies zu bedeuten hätte: So wie jede Zeit von einem Wirtschaftstyp sich ihre Anschauung und Theorie gewinnt, so wären nun Bank und Kontor Vorbild der Wirtschaft und Grundbild der Theorie. Dort ist die Nutzen-Kosten-Rechnung zu Hause, und wenn man rückschliessend annimmt, sie sei es allgemein, so setzt man in den Mittelpunkt der Theorie statt des haushaltenden Menschen, des Robinson oder des homo oeconomicus einen Kontoristen. Das überdeckt — wir betonen es abermals — heute einen grossen Teil der Wirtschaft. Aber wenn man diese Theorie dann Volkswirtschaftslehre nennt, so benutzt die Wissenschaft das gleiche falsche Aushängeschild, wie heutige Interessenvertreter, die alle unter dem Motto: Allgemeinwohl kämpfen. Liefmann weiss selbst, dass er nur eine individualistische Tauschwirtschaft erläutert. Dann trägt

¹⁾ Jaffé, Das theoretische System der kapitalistischen Wirtschaftsordnung (Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 44, S. 1 ff.). Die geistige Stellung des Liefmannschen Systems ist hier richtig gekennzeichnet, ebenso der Missbrauch des Wortes «Volkswirtschaftslehre».

aber seine Lehre zu Unrecht den Namen der «Volkswirtschaft», deren Existenz er sonst leugnet. Diese «Grundsätze der Volkswirtschaftslehre» beantworten vielmehr gerade in ihrer positiven Leistung, der Förderung der erwerbswirtschaftlichen Theorie, und in ihrem Grundgedanken, der Erklärung aller Wirtschaft vom «Ertrag» her, unsere Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Wirtschafts- und Volkswirtschaftslehre in einem unerwarteten Sinn: «Nur durch die Wirtschaftspolitik ist man dazu gekommen, in der Wissenschaft von einer ‚Volkswirtschaft‘ zu sprechen. Für die allgemeinen theoretischen Grundlagen der ökonomischen Wissenschaft, die sogenannte reine Theorie, gibt es keine Volkswirtschaft und daher auch keine Unterscheidung privat- und volkswirtschaftlicher Begriffe» (II, S. 775). Hier ist die richtige Erkenntnis, dass die Volkswirtschaft ein politisch-historisches Gebilde ist, aus individualistischem Sehen heraus zur Negation ihres Wesens umgebogen — die Lösung ist bestechend konsequent und ist zugleich so augenfällig, dass hier keine lahme Stellungnahme, sondern nur entscheidendes «Nein» oder «Ja» noch möglich ist. Wir werden das von unserem Standpunkt nicht bedauern; denn hiermit ist in die zwei Jahrzehnte währende akademische Ruhe der Wissenschaft wieder der lebendige Hauch persönlich streitbaren Einsatzes hineingetragen, der in allen grossen Zeiten sie befeuert hat. Aber auch Liefmann wird sich nicht beklagen dürfen, wenn ihm ein starkes «Nein» entgegenhallt und seine Lehre, die das ganze Gebäude der Wirtschaft zu umfassen glaubte, nur als Erklärung eines Stockwerks gewürdigt wird, als solche aber auch den ganzen ihr gebührenden Ruhm erhält.

* * *

v. Gottl.

Abseits von der Reihe der Systematiker hat *Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld* in mehreren, die Methode und die Grenzgebiete der Ökonomik fördernden Schriften in eigenwilligem Denken und einer selbstgebildeten, schweren und darum allzu exklusiven Sprache die Erkenntnisse unserer Wissenschaft vertieft und gemehrt. Wir erwähnten bereits seine Studien über die sozialwissenschaftliche Begriffsbildung und referieren nun kurz seine letzte und wichtigste Arbeit, die zwar, streng genommen, als unsystematisch in den Rahmen dieser Besprechung nicht hineingehört, die aber als monographisch erschöpfende Behandlung einer der von uns als augenblickliches Hauptproblem gekennzeichneten Fragen besondere Beachtung verdient. Nach dem Vorgang von *Andreas Voigt*, dessen «Technische Ökonomik»¹⁾

den ersten, bahnbrechenden Versuch einer endgültigen Grenzziehung darstellt, hat Gottl «Wirtschaft und Technik»¹⁾ aus tiefer Selbstbesinnung und aus anschaulicher Kenntnis *beider* Gebilde heraus eine Sinndeutung und Abgrenzung vorgenommen, die trotz allzu technischer und allzu scholastischer Teile noch auf lange hinaus im Mittelpunkt der Diskussion stehen wird. Gegenüber der gerade aus dem Problem der Scheidung leicht entspringenden Schematisierung hat Gottl das Verdienst, sich das Auge für die unauflösbaren Zusammenhänge bewahrt zu haben. Er geht aus von der gemeinsamen Wurzel und dem gemeinsamen Grundgedanken von Technik und Wirtschaft und benennt ihr grundsätzliches Verhältnis: «Technik ist um der Wirtschaft willen da, aber Wirtschaft nur durch Technik vollziehbar» (S. 208). Wirtschaft vollzieht sich ihm als Haushalten und als Erwerben, aber auch — man entsinne sich der bezeichnend andern Auffassung Liefmanns — als Produzieren: «In der Produktion gipfeln die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Technik, sie ist das Bindeglied zwischen beiden.» Während das Wirtschaften stets auf das zusammenhängende Ganze des Handelns ausgerichtet bleibt, ist es für Gottl das Signum des technischen Wirkens, dass es grundsätzlich bloss im Rahmen des *einzelnen* Vorgangs schafft (S. 213); bei der Wirtschaft handelt es sich stets darum, dass der betreffende Vorgang den Endzweck der Daseinsbehauptung zu erfüllen hilft, dass er «endzweckmässig» ist, während die technische Rationalität den Grad der «Allzweckmässigkeit», den geringsten Aufwand bei Vergleich aller Mittel für ein Ziel, angibt (S. 219). Zwischen Wirtschaft und Technik findet ein vierstufiges Wechselverhältnis statt. Grundsätzlich stellt die Wirtschaft der Technik die Probleme, so dass als erste Stufe die wirtschaftliche Fundamentierung der Technik erscheint. Die Technik hat dann ihrerseits die Aufgabe, der Wirtschaft ihre Möglichkeiten aufzuzeigen, es findet daher zweitens eine technische Information der Wirtschaft statt. Auf der dritten Stufe geschieht eine wirtschaftliche Orientierung der Technik, indem von der Wirtschaft her der Technik in den Preisen etc. die Grössen angegeben werden, mit denen sie als Kosten zu rechnen hat. «Erst der wirtschaftlich bereits orientierten Technik steht es zu», so schliesst Gottl ab (S. 218), «all die Vorgänge der Produktion nun wirklich zu gestalten, in denen sich die Wirtschaft tätig auswirkt. Das Wechselverhältnis zwischen beiden läuft daher auf der vierten Stufe aus in der *technischen Realisierung der Wirtschaft*. Weil die Wirtschaft nicht ohne Produktion denkbar, ist sie nicht ohne Technik vollziehbar.»

Der Hauptteil der Gottlschen Abhandlung, der zunächst «das Verhältnis von Wirtschaft und Technik

¹⁾ Im 2. Band von «Wirtschaft und Recht der Gegenwart», herausgegeben von L. von Wiese, 1912.

¹⁾ «Grundriss der Sozialökonomik», 2. Abt., S. 199ff. (I. Buch B. V.).

in seiner geschichtlichen Wirkung» (Abschnitt II) darstellt, dann in strenger Schematisierung «die Prinzipien der modernen Technik» (III) formuliert, um abschliessend das Wesen, die leitenden Gedanken, die Aufgaben und die Grenzen des «technischen Fortschritts» (IV) zu behandeln, muss hier unberücksichtigt bleiben, da er keinerlei Zusammenhang mit den uns hier beschäftigenden Fragen von Inhalt und Grenzen der Theorie besitzt. Die hier dargestellten Ergebnisse enthalten bereits die ganze Antwort auf das «Hauptproblem», eine Antwort, über deren Bedeutung wir schon sprachen, deren abschliessende Gültigkeit aber zweifelhaft bleiben muss, solange sie nicht den Abschluss eines eigenen Wirtschaftssystems darstellt. «Wirtschaft» und «Technik» abzugrenzen ist not und hat Sinn von einem System der Wirtschaft aus, das seinem Wirtschaftsbegriff eine überragende Geltung zu verschaffen weiss¹⁾. Fehlt dieses — wie es sich nicht nur durch die Fülle der hier behandelten Systeme zeigt, sondern allein schon durch die Tatsache, dass nicht einmal der Begriff «Wirtschaft» heute feststeht —, so ist eine Grenzabsteckung nicht anders utopisch oder bestenfalls potentiell, wie wenn zwischen zwei nicht politisch konsolidierten Staaten die politische Grenze durch ein Konsortium von Geographen bestimmt werden soll. Ohne eine feste und allgemeine Wirtschaftsauffassung, sei es eine eigene, gestaltete, sei es eine fremde, zugrunde gelegte, ist alle Grenzziehung eitel Willkür; unbeschadet der Richtigkeit des Gedankens lässt sich der Grad der «Allzweckmässigkeit» usf. mit anderer, in anderem Zusammenhang vielleicht notwendiger Wertauslegung gerade auch als Mass der *Wirtschaft* fassen, und was Gottl «technische Realisierung der Wirtschaft» nennt, wäre von unserem Standpunkt «wirtschaftliche Realisierung der Technik», ohne dass ein über Wortklauberei hinausgehender Kampf möglich wäre, solange nicht die tiefern Gründe Bezüge, und Wirkungen, aufgewiesen werden. Das überschritte den Rahmen dieser Besprechung; aber wir halten doch das eine Ergebnis fest, durch das das Gebiet zwar nicht der reinen Ökonomie, jedoch der Wirtschaftslehre als einheitlichem Ganzem in seiner alten Ausdehnung gerechtfertigt wird: In der Produktion treffen sich Technik und Wirtschaft, das Produzieren ist eine «wirtschaftliche Handlung». Und wir fügen hinzu: Wirtschaft und Technik sind Gebiete und Begriffe wechselnden Umfangs und Inhalts. Das Fortschreiten der Technik hat dazu geführt, dass die ursprünglich getrennten, wirtschaftlichen Erwägungen heute schon vom Techniker selbst angestellt werden (Lionardo z. B. war noch «unwirtschaftlicher» Techniker). Hiermit ist der Grund für die auffällige Tatsache gegeben, dass keine Scheidung heute zwei *wirklich* realiter verschiedene Verfahrensarten, zwei

wirkliche, personal verschiedene Denkweisen trennt, und die Folge ist, dass nicht nur keine Scheidung historisch standhält, sondern auch kaum ein Systematiker seine Scheidung durchgängig anwendet. So gehörte bei Liefmann die wirtschaftliche Handlung bald zur Technik, bald zur Wirtschaft, so ist für Gottl das Produzieren der dritte *Inhalt* der Wirtschaft, dann aber wieder die Wirtschaft auf die *Weisung* beschränkt, während der Vollzug der Produktion der Technik zusteht. Und so wird noch bei Spann die klarste Trennung im Laufe der Abhandlung selbst verlassen.

* * *

Cassel.

Wenn wir den Schweden *Gustav Cassel* in der Reihe der Wieser, Schumpeter usf. nannten, so sollte dies nicht besagen, dass auch sein Ausgangspunkt der Subjektivismus der österreichischen Schule gewesen ist. Cassel hat, wie die Mehrzahl der nichtdeutschen Ökonomen, einen wesentlichen Teil seines wissenschaftlichen Seins den Klassikern zu danken. Er ist daher am ehesten mit Pierson¹⁾ zusammen zu nennen, und selbst Marshall steht er näher als den Österreichern. Wir stellen infolgedessen, gemäss der uns gesetzten Aufgabe, nicht sein System als Ganzes hier zur Erörterung, sondern greifen nur einige Sätze heraus, die geeignet sind, die merkwürdige Einheitlichkeit des heutigen Vorgehens trotz aller Selbständigkeit der Einzelnen zu erhellen. Cassel ist, wie er im Vorwort seiner «Theoretischen Sozialökonomik»²⁾ schreibt (S. V), «schon früh zu der Überzeugung gekommen, dass die ganze alte sogenannte Wertlehre mit ihren unendlichen Wortstreitereien und ihrer unfruchtbaren Scholastik zu dem auszumusternden Ballast der theoretischen Ökonomie gehört». In der Negation ist hier die engste Berührung auf der einen Seite mit Amonn und Spann, die das subjektive Wertphänomen der Psychologie zuweisen, auf der andern mit Liefmann, dessen ganzes System auf dem gleichen Grundsatz der «Wertfreiheit» aufgebaut ist — eine Absicht, die übrigens zeitlich merkwürdig nahe sich anschliesst an den andern Kampf, der das *Werturteil* beseitigen wollte und die vielleicht überhaupt von jener Fehde her ihre ganze Leidenschaftlichkeit erhielt. Eine zweite Berührung mit Liefmann findet sich in der Auf-

¹⁾ Piersons Werk ist neuerdings als «*Traité d'économie politique*» in französischer Übersetzung von Louis Suret erschienen (Paris 1916, †) und wird, nachdem es so einen weitem Leserkreis gewinnen kann, wohl bald in dem romanischen Sprachkreis eine ähnliche Stellung einnehmen wie Cassel im germanischen.

²⁾ Leipzig 1918. Cassels Buch ist die zweite, selbständige Abteilung eines «Lehrbuchs der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre», dessen erste entwicklungsgeschichtlich-soziologische Abteilung *Pohle* bearbeitet.

¹⁾ Hier schliesse ich mich Liefmann gegen Gottl an.

fassung des Zurechnungsproblems, eine dritte in der Präzisierung der wissenschaftlichen Aufgabe als: Erläuterung des Tauschmechanismus durch Aufzeigen der Preisbildung. Aber die «Berührung» sagt doch auch hier nichts weiter, als dass, wie in jeder Zeit, so auch heute eine kleine Zahl bestimmter Probleme überall im Mittelpunkt steht — inhaltlich ist die Verschiedenheit infolge Cassels klassisch-objektiver Grundlage und mathematisch-quantitativer Betrachtung vor allem zu Liefmann so gross, dass wir hier auf nähere Erörterung verzichten müssen, dies um so mehr, als Cassels Hauptleistung, die Behandlung der Frage des «Geldwertes», besser in einer geld- als in dieser allgemein-theoretischen Abhandlung zur kritischen Besprechung gelangt. Was aber die spezielle Frage der Ausschaltung des «Wertes» angeht¹⁾, so ist Cassels eigenes Buch ein starkes Gegenargument; denn auch er kennt neben den konkreten Preisen noch «Schätzungen» und zeigt damit, dass es ein nicht immer wirksames, oft nur virtuelles Element der Preisbildung gibt, das den konkreten Preis über- oder unterschreitet und gerade dadurch beeinflusst und begrenzt. Ob man hier von «Wert» sprechen will, ist mehr eine Geschmacks- als eine Wissenschaftsfrage, wie denn auch der «Grenznutzen»-Begriff ein anschauliches Mittel der Verdeutlichung ist, nichts sonst. Aber wenn man auch die Ausdrucksweise der Österreicher ablehnen kann und die Begrenzung ihrer Fragestellung ablehnen muss, so muss sich doch auch die Vernachlässigung ihrer Resultate rächen. Dass der Preis bestimmt, «wie weit die Bedürfnisse befriedigt werden sollen und also welches das ‚letzte‘ Bedürfnis oder das ‚Grenzbedürfnis‘ ist» (S. 70), ist in dieser Allgemeinheit einfach falsch. Hier musste die österreichische Lehre mindestens die Reziprozität beweisen, und selbst wenn sie noch nicht den schon als notwendig erwähnten Schritt der Erkenntnis einer «doppelten Obergrenze» von Wert und Preis getan hat (vgl. S. 10, Anm. 1), wenn sie überhaupt bis zu Schumpeter die Bedeutung des «Wertes» überschätzt hat, so gab sie, richtig verstanden, doch die Handhabe, um hinter der «quantitativen, rein arithmetischen Form» der Nachfrage die subjektiven Bestimmungs- und Veränderungsgründe zu erfassen. So gewiss eine heutige Wirtschaftstheorie — im Gegensatz etwa zu einer Theorie der antiken Wirtschaft — vom Markt ausgehen kann, so notwendig ist ihr doch — und gerade auch hier wieder im Gegensatz zur Antike — das Vor- und Rückschreiten zum sub-

¹⁾ Eine eingehende und erschöpfende Besprechung der ganzen Fragen, die im Text nur gestreift werden konnten, gibt Eulenburgs «Wertfreie Sozialökonomik». Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. XV, S. 445 ff., besonders 461 ff. Ich trenne mich von Eulenburg nur mit den Ausführungen des Textes, die die «Schätzung» für einen verkappten «Wert» halten. Gegen Eulenburg wendet sich Mannstädt «Cassels theoretische Sozialökonomie und die Kritik Eulenburgs», Zeitschrift für Sozialwissenschaft, N. F. XI, S. 618 ff.

jektiven Wirtschaftssubjekt. Unterbleibt dieses, so hat man wieder eine zeitlose Tauschwirtschaft, und selbst wenn man, wie Cassel, die «verhängnisvolle» Annahme vermeidet, «es sei der Geldwirtschaft eine ‚reine Tauschwirtschaft‘ als frühere und einfachere Wirtschaftsform vorausgegangen» (S. 40), so kommt man doch zu einem Abstraktum, das mit der heutigen Wirtschaft, die doch wohl durch die «volkswirtschaftliche» Theorie erklärt werden soll, mit ihren Zielen und ihrem eigentümlichen Imperativ sich nur noch wenig deckt — und die besten Einzeltheorien stehen losgelöst und unabhängig von der ursprünglichen Wirtschaftstheorie und -definition. Hieran scheidet, wie an anderer Stelle ausführlich dargelegt werden soll, unseres Erachtens Cassels Werk; es bleibt von grosser Bedeutung für die Geldtheorie, aber es ist als «System» und vor allem als «Lehrbuch» zu einseitig, um seine Aufgabe zu erfüllen. Ein «Lehrbuch» ist zwar heute in Deutschland dringend vonnöten; Philippovichs Eklektizismus kann auf die Dauer eine stärker theoretisch interessierte Generation nicht befriedigen, und Roschers Allgemeine Volkswirtschaftslehre wird, trotz der trefflichen Neubearbeitung durch *Adolf Weber*, mit ihren 25 Auflagen eher als beschämend denn als rühmlich gelten müssen. Aber ein Lehrbuch, das nicht so sorgsam und bescheiden das Gut der Väter weitergibt wie etwa vor einem Jahrhundert James Mill, verwirrt den Anfänger und die Wissenschaft, statt, seiner Aufgabe gemäss, auf klaren Wegen durch das erlungene Reich bis zu der Grenze der neuen Probleme, den Aufgaben des künftigen Geschlechts zu führen.

* * *

Spann.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass auf die Frage, was denn eigentlich an der Theorie der Schumpeter und Wieser oder gar Liefmanns «deutsch» sei, kaum eine andere Antwort als: das Geburtsland und die Sprache ihrer Verfasser sowie der zeitliche Boden ihrer Theorien, möglich ist. Das braucht nichts Negatives zu sagen, am wenigsten in einer Zeit, in der die Internationalität der Wissenschaft in dem falschen Sinne verstanden wird, als sei damit nicht die übernationale Geltung, sondern auch ein a-nationaler Charakter gemeint und gefordert. So geschieht Schumpeter tatsächlich kein Abbruch, sondern es ist für ihn rühmlich, wenn man feststellt, dass seine Theorie im wesentlichen gleichlautend von einem Amerikaner geschrieben sein könnte — manche Form und manche Literaturvoraussetzung wäre dann wohl anders, aber methodisch und sachlich bestände kaum ein Unterschied. Dies darf, ja muss so sein, da jede quantitative Grössenlehre den materialen und damit den in Raum und Volk wenigst

verschiedenen Teil der Wirtschaft erfasst — hier muss, wo gleiche Logik und gleiche Mathematik gilt, notwendig auch gleiche «reine» Ökonomie sich ergeben. Bei Wieser dagegen ist der Wille, zur Volkswirtschaftslehre zu gelangen, eine spezifisch deutsche Eigentümlichkeit, und Amonns Versuch, aus den sozialen Beziehungen die Grundbegriffe zu deduzieren, kann auch nur hier seine Stätte haben. Aber wenn man sich erinnert, dass es zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine deutsche Richtung gegeben hat, die in Wesen, Ziel und Methode sich von der englischen grundsätzlich unterschied, eine Richtung, die durch die grossen Namen Adam Müller, List und Thünen sich weit über die Ökonomie hinaus Ruf und Wirkung erwarb, so will der deutsche Charakter der heutigen Lehre daneben nur blass und schwach erscheinen, und man fragt bei der Mehrzahl der Theoretiker vergebens nach dem Einfluss dieser zwar in der Historie wirksameren, doch in der Theorie gegründeten alten Schule. Diese deutsche Art ist heute lebendig nur in Othmar Spann, und legte man den Nachdruck nicht auf das Höchstmass gesicherter Ergebnisse, sondern auf den geistigen Grund und die geistige Richtung, so wäre sein Name zuerst oder sogar allein zu nennen gewesen. Dass wir ihn zuletzt behandeln, hat den doppelten Grund, dass auch so seine besondere Art nicht minder hervortritt und dass zugleich nun sein «Fundament der Volkswirtschaftslehre»¹⁾ sich als der einzige Versuch erweist: die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Volkswirtschaft, von Wirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre, die ungelöst sich am Ende der meisten andern Werke erhob, in der grundsätzlichen Einstellung des Ganzen, in gesellschaftlichem Blick und methodischer Besinnung zu beantworten.

Verschiedene Wege scheinen möglich, um das Wesen der Wirtschaft zu erfassen: Am nächsten liegt, wenn aus der Zahl der Gänger geschlossen werden darf, der Weg, aus den wirtschaftlichen Erscheinungen das ihnen Gemeinsame loszulösen, durch Typisierung zum Begriff vorzudringen. Schmalere ist der Pfad und seltener begangen, der von der Logik her durch gedankliche Setzung einen bestimmten Kreis von Problemen absteckt, diesen Problemzusammenhang als «Wirtschaft» sieht und untersucht. Aber beide Wege führen in Wirklichkeit gar nicht zum Wesen und kaum zur Erscheinung der Wirtschaft, sondern zu einem Seinsbild oder Problemkreis, der die wirtschaftlichen Beziehungen enthält oder die wirtschaftliche Bewegung analysiert, der aber an der Wesensfrage, die immer eine Frage nach der übermaterialen Geltung, nach dem übermaterialen Sinn ist, bewusst vorübergeht. Alle diese Theorien sind daher in ihrer logischen Richtigkeit unabhängig von allen letzten Seinsfragen, sie behandeln ein Konkretum oder eine

¹⁾ Jena 1918.

Abstraktion «Wirtschaft» mit logischen, nicht mit wesensmässigen, nicht mit philosophisch gedeuteten oder geistig geschauten Grenzen. Sie vertragen sich daher ebensowohl mit einer materialistischen wie mit einer personalen Geschichtsauffassung — Vorzug und Nachteil der Nichts-als-Exaktheit... Es war nicht allein das Pathos Lists, das nachwirkend in Spanns Schriften diese strenge und doch nicht verpflichtende Kühle der Andern unmöglich machte, sondern die neue Selbstbesinnung, zu der gerade in Deutschland das starke Vordringen des Marxismus führen musste, hat in ihm die Antwort auf die Sinnfrage der Wirtschaft zu einer übertheoretischen Position verdichtet. «Ist die Wirtschaft ihrem Begriffe nach dienstbar . . ., dann zeigen sich alle Geschichtstheorien, die im äusseren Mittel den Schwerpunkt der geschichtlichen Entwicklung sehen, als im Innersten verkehrte Auffassungen des Verhältnisses von Wirtschaft und Gesellschaft» (S. 35). In diesen und ähnlichen Worten ist der befeuernde Trieb, das hohe Ziel Spanns zu spüren, und zugleich zeigt sich hier in voller Reinheit der dritte Weg: Erfassung der Wirtschaft von der Gesellschaft her, und Ausrichtung ihrer Ziele, Abmessung ihrer Leistungen an der Gesellschaft. Es ist ein Unterfangen von gewaltiger Grösse, da es nicht nur über den Rahmen der Einzelwissenschaft hinausführt, sondern mehr noch einen echt philosophischen Menschen voraussetzt. Oppenheimer war an dieser allzu grossen Aufgabe gescheitert, Spann ringt um ihre Lösung in immer neuen Schriften¹⁾, die das Wesen und das Leben der Gesellschaft zunächst zu klären suchen, da nur ihr Verständnis auch die richtige Einstellung der Wirtschaft ermöglicht; denn «alle Wirtschaft meint Gesellschaft». Erst danach lässt sich das Fundament der Volkswirtschaftslehre errichten, was für Spann bedeutet: «Die Wirtschaft wieder als ein Stück des Lebens, das Handeln als einen Ausdruck des Geistes, die Volkswirtschaft als Teil und Glied der Gesellschaft zu erfassen» (S. V). Damit wandelt sich die Grundfrage der Wirtschaftswissenschaft aus der alten Tatfrage: «Welche Art von Betätigung in der Wirtschaft vorliege», zur neuen Sinnfrage: «Was Wirtschaft in der menschlichen Gesellschaft sei» (S. 19).

Bei solcher Fragestellung ist es die reine Dienstbarkeit, die nackte Mittelhaftigkeit der Wirtschaft, die als erstes sich ergibt; nur die Wirtschaft als einzigstes der menschlichen Gebilde hat keinen Wert in sich, sie ist stets und ausschliesslich ein Mittel für Ziele. Von der Technik unterscheidet sie sich dadurch, dass sie das «Ob» der Widmung, die Technik nur das «Wie» für die Wir-

¹⁾ U. a. «Wirtschaft und Gesellschaft», 1907; «Kurzgefasstes System der Gesellschaftslehre», Berlin 1914. Seine Geschichtsauffassung und Gesamteinstellung am reinsten in: «Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre», 6. Aufl. Leipzig 1920, und «Vom Geist der Volkswirtschaftslehre», Jena 1919.

kung bestimmt. Technik ist «das System der Mittel als Ursächlichkeiten betrachtet», Wirtschaft «das System der Mittel als Zwischenzwecke betrachtet» (S. 41). Damit ist alles Kausale der Technik zugewiesen, während die Wirtschaft das Verhältnis von Mittel zu Ziel nur *teleologisch* als Verhältnis von Vorzweck zu Endzweck umfasst (S. 45). Wirtschaft von solch teleologischer Natur wird notwendig infolge der Knappheit der Mittel, sie drückt sich aus in den zwei Erscheinungsformen «Ausgleichen» und «Sparen». Das «Ausgleichen» enthält die Entscheidung darüber, *welche* Ziele berücksichtigt werden sollen, es enthält ferner die «Widmung», d. h. die Zuweisung des Mittels für eine bestimmte Zielerreichung, und dieses Moment wiederum schliesst in sich «seine Widmung zu einer *Leistung* für ein bestimmtes Ziel» (S. 49). «Leistung heisst dabei: tatsächlich Vorstufe für den Endzweck werden, ein Stück Erreichung (kraft der im Vorzweck enthaltenen Ursächlichkeit) des Zieles werden» (ebd.). Die Wirtschaftsdefinition, die sich für Spann hieraus ergibt, lautet in ihrer knappsten Form: «Wirtschaft ist die Widmung von Mitteln für Ziele auf Grund des Abwägens der Mittel» (S. 54).

Es ist bereits oben kurz angedeutet, dass auch gegen Spanns Trennung von Wirtschaft und Technik Bedenken bestehen. Mit der Einführung des Leistungsbegriffes wird nicht nur ein spezifisch technischer Begriff zur Bezeichnung eines wirtschaftlichen Vorganges herangeholt, sondern es findet auch eine Einengung des Blickfeldes auf das Verhältnis der Mittel zu *cinem* Ziel statt, das immer mehr zur «Wie»- als zur «Ob»frage gehört. Ähnlich an der Grenzscheide steht Spanns Auffassung der Produktion (S. 134; 179 u. a.), und gar die «Ergiebigkeit» (S. 185) ist trotz Spanns berechtigtem Kampf gegen den *ausschliesslich* technologischen Fruchtbarkeitsbegriff der Physiokraten ein *vorwiegend* technischer Begriff, da keine «Leistung für Ziele» die Kausalität aufhebt, vielmehr alles *objektive* Zuschreiben einer Ergiebigkeit an Verbrauchs- oder Kapitalleistung von der Finalität her gerade mit der Objektivierung sich zur Causa wendet. Wir wiesen schon früher auf den Grund solch Nichteinhaltens der eigenen Grenzbestimmung hin: Wenn Produzieren eine wirtschaftliche Handlung ist — und es ist Spanns Verdienst, dies klar betont zu haben —, so gibt es einen Zweig der Wirtschaft, der die Technik in sich begreift, und in seiner Realität hebt sich daher notwendig die gedankliche Scheidung der beiden, gedanklich tatsächlich verschiedenen Vorgehensweisen wieder auf¹⁾.

¹⁾ Daher denn auch der pflügende Bauer auf die Frage nach seinem Tun mit Recht meist antwortet: «ich pflüge», selten: «ich wirtschaftete»; nie: «ich technike», und es ist bezeichnend, dass die Sprache das Wort «techniken» gar nicht kennt: Technik wird eben nur real durch Wirtschaft.

Die Wirtschaft als «Widmung von Mitteln für Ziele auf Grund des Abwägens der Mittel» kann in verschiedenen Erscheinungsformen auftreten, die Spann als reine Wirtschaft, Unwirtschaftlichkeit, Wirtschaftsumschiebung, Nebenwirtschaft und Wirtschaftslosigkeit nebeneinanderstellt. Den wesentlichen Gegenstand der Ökonomie bildet die reine Wirtschaft, deren Grundelemente Leistung und Wert darstellen. Neben oder vor der Wert- und Preistheorie, die für die meisten Modernen im Mittelpunkt steht, ergibt sich so für Spann die Aufgabe, «die elementare *Leistungslehre* oder die Lehre von den allgemeinen leistungsmässigen Grundbegriffen» (II. Abschnitt) zu entwickeln. Als Kategorien des leistungsartigen Aufbaues der Wirtschaft unterscheidet er hierbei: 1. Die Leistungsträger oder leistenden Elemente (den leistungsmässigen Gegenbegriff des technologischen «Produktionsfaktors», in letzter Linie «Arbeit» und «Gut»); 2. die Leistungsgrössen (die Objekte und Grundlage der Werttheorie, «Nutzen» und «Wert»); 3. die Leistungsarten; 4. die Leistungsabfolge; 5. die Leistungsbeeinflussung und 6. die gesamte Bewährung oder die allgemeine Erfolgskategorie der Wirtschaft (wirtschaftliche Fruchtbarkeit oder Produktivität). Besonders auffallend ist hier der dritte Begriff der Leistungsarten, da in ihm manches enthalten ist, was bisher in verschiedene Grundbegriffe getrennt war, und Anderes neu in die Theorie erst einbezogen wird. So steht neben der unmittelbaren oder «Gebrauchsleistung» die mittelbare oder «Kapitalleistung», neben diesen nicht nur die «negative Kapitalleistung oder Gewährleistung», die «Vorbereitung aller Leistungen oder Vorleistung», die «Rücklage oder Potentialleistung», sondern in der «Kapitalleistung höherer Ordnung» wird auch noch all das einbegriffen, was bisher als «Bedingung» der Wirtschaft oder «Datum» der Wirtschaftstheorie gegolten hatte: das «Ordnen» und «Organisieren», die «Arbeitsteilung», die Tätigkeit von Staat, Gemeinden und Verbänden, all das ist Spann nicht «Bedingung» der Wirtschaft, sondern, wofern und soweit es wirtschaftlich wichtig wird, werktätige, positiv eingreifende *Mithilfe*, ist «Wirtschaftsmittel» und selbst «Wirtschaft». «Kapital höherer Ordnung sind jene Stammittel, die von allen zusammen für alle zur Verfügung gestellt werden» (S. 95).

Der formelle Aufbau dieser Leistungen zu engeren oder weiteren Systemen ergibt die «Gestaltenlehre der Leistungen» (III. Abschnitt) und damit den morphologischen Aufbau der Volkswirtschaft. Die Volkswirtschaft als «vielwurzeliges» Gebilde steht der «einwurzelligen» Wirtschaft gegenüber, deren Bau bestimmt ist durch die «Entsprechung» (ungefähr gleich: Schumpeters Statik) als Kategorie des Gefüges, die «Periodizität» als Kategorie des Ablaufes und die «Verschiebung» als Kate-

gorie der Neuherstellung der Entsprechung. Der sachliche Aufbau des Gebildes höherer Ordnung dagegen ist durch den «Leistungswechsel» bestimmt, wie er, mit allen Folgen, sich aus der blossen Tatsache des Ineinanderschachtelns zweier oder mehrerer einwurzeliger Gebilde ergibt. Jede Ausdehnung des höhern «kongregalen» Gebildes hat zur Folge, dass es dem einwurzeligen, mit andern Worten, dass die Verkehrswirtschaft der Einzelwirtschaft gegenübertritt. Jede Verkehrswirtschaft, die auch für Spann geschichtlich stets in der Form einer bestimmten «Volkswirtschaft» auftritt (S. 119 u. a.), enthält die drei Hauptstufen der Werk-, der Markt- und der Genussreife der Güter, dazu als vierte — das Ergebnis von Spanns höherer Kapitaleistung — die Gemeinsamkeitsreife. Mit diesem Begriff glaubt Spann die atomistische Auffassung überwunden und die Annahme, dass in der Wirtschaft absolute Individuen einander gegenüberreten, endgültig in den Rang einer Arbeitshypothese verwiesen. «In der Tatsache des Geltungszusammenhanges der Leistungen und in der Gemeinsamkeitsreife», sagt er (S. 147), «liegt die volkswirtschaftliche Begründung jenes Universalismus, den die gesellschaftswissenschaftliche Untersuchung als die wahre Lebensform aller geistigen Gemeinsamkeit erkennt. Die Auffassung der Volkswirtschaft als eines leistenden Mittelsystems kommt so zur Überwindung jenes atomhaften Individualismus, der von Quesnay, Smith und Ricardo bis zur modernen Grenznutzentheorie reicht.»

Wir müssen uns an dieser Stelle versagen, im einzelnen die Ergebnisse zu erläutern, die Spanns Begriffsbau bei der Durchforschung der Theorie noch zuwachsen. Weder seine Theorie des Gutes, noch die wichtigere der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit, weder seine Bemerkungen zum Begriff des Kapitals noch des Volksvermögens können daher behandelt werden. Viele Punkte sind hier strittig (so S. 189 f.). Anderes ist von Spann selbst erst angedeutet. Die Eigenart des ganzen Vorgehens und der ganzen Begriffsbildung würde auch weiterhin ein ungewöhnlich ausführliches Referat verlangen, während der Charakter der Lehre und der Methode sich nicht verändert . . . Auch der zweite Teil des Spannschen Werkes, der eine «Lehre vom Verfahren» gibt, muss in dieser Besprechung unberücksichtigt bleiben, die das «Verfahren» in der werkhafte Leistung fasst und mit den alten und neuen Streitfragen und Ergebnissen der Methodologie sich nicht im einzelnen auseinandersetzt. Die bisherige Darstellung kann jedoch um so mehr genügen, als aus ihr der eigene, gesellschaftliche Charakter des Spannschen Systems, von dem wir sprachen, bereits deutlich hervortritt: Jeder einzelne Begriff zeigt, mit welcher Kühnheit hier der Versuch unternommen ist, auch die Theorie der Wirtschaft mit dem finalen und dienenden Element, mit dem eigentüm-

lichen Leben und der über sich selbst hinausweisenden Richtung zu durchdringen, die der Wirtschaft selbst ihr spezifisches Gepräge geben. Und es ist ohne besondere Erläuterungen klar, welche Bedeutung es hätte, wenn neben die Wert- und Preislehre sich eine ausgebildete Leistungslehre setzen liesse. Dagegen müssen noch einige Anmerkungen zur Entwicklung des «Volkswirtschafts»begriffes dazu dienen, uns einige der noch immer hier liegenden Schwierigkeiten aufzuhellen.

Wenn Spann die theoretische Stufenfolge Einzelwirtschaft, verkehrswirtschaftliche Verbindung von Einzelwirtschaften, Verkehrswirtschaft aufstellt, so ist damit eine theoretisch wie historisch gleich wichtige Tatsache erkannt: dass kein gerader Weg von Einheit zu Einheit führt, sondern dass ein Zwischenzustand von *Beziehungen zwischen* den Einheiten den Übergang darstellt¹⁾. Es ist aber, wenn die Verkehrs = Volkswirtschaft durch das Stadium der Gemeinsamkeitsreife, durch das Wirksamwerden des Kapitals höherer Ordnung gekennzeichnet ist — Merkmale, die alle «spezifisch», alle einem bestimmten Volk zugehörig sind —, doch fraglich, wie weit hier noch «theoretisch» vorgegangen werden kann. Gibt es dann noch eine «allgemeine» Volkswirtschaftslehre oder wird nicht diese Theorie nun bereits «speziell»? Gibt es dann neben der allgemeinen Wirtschaftstheorie überhaupt eine allgemeine Volkswirtschaftstheorie oder steht neben der Theorie der «reinen» Wirtschaft nur eine deutsche, englische, französische usf. Volkswirtschaftstheorie, und stellt diese ein Zwitter dar zwischen der «reinen» Theorie und der Volkswirtschaftskunde, in die die frühere Volkswirtschaftspolitik überzugehen scheint? Hier ruhen noch eine grosse Zahl von Problemen, deren notwendige Lösung aus historischem Geist wir schon verschiedentlich andeuteten und die Spann selbst in seinen methodologischen Besinnungen schon klarer als in der theoretischen Darstellung erfasst. Gelingt hier Spann die endgültige Formulierung, so ist das geleistet, was seine Verfahrenslehre und seine Geschichte unserer Wissenschaft verspricht: Von höherer Warte her ist der Kampf zwischen Theorie und Historie geschlichtet, und im Rahmen der universalistischen Gesellschaftslehre erhalten beide ihren Raum, ihren Sinn und ihre Grenze.

* * *

Es ist ein reiches und vielartiges Gemisch von Anschauungen und Fragen, Theorien und Systemen, das mit diesem Überblick über die deutsche Volkswirtschafts-

¹⁾ Ich habe für die *historische* Entwicklung dies schon in einer jugendlichen Schrift betont und habe vorgeschlagen, wie ich es noch heute aus Gründen der Klarheit *innerhalb der Theorie* (der Sprachgebrauch lässt sich nicht ändern) für geboten halte: neben die «Volkswirtschaft» nicht eine «Weltwirtschaft», sondern «weltwirtschaftliche Beziehungen» zu stellen (vgl. Salin, *Entwicklung von Alaska*. Tübingen 1914, S. 167).

lehre der letzten zwei Jahrzehnte an uns vorüberzog. Wer unbefangen die Ergebnisse prüft, wird erstaunt sein, wiewohl trotz aller «Originalität» die meisten Erkenntnisse von Dauer sich stehen. Nicht nur der gemeinsame Boden äussert hier seine Wirkung, sondern mehr noch die Wucht, mit der jede Zeit bestimmte Probleme aufwirft und selbst dem «weltfremden» Wissenschaftler aufdrängt. So ist die Hoffnung tief gegründet und berechtigt, dass aus dieser intensiven Beschäftigung mit theoretischen Fragen, dieser neuen Blüte der deutschen Theorie, als Frucht sich ein Werk ergebe, das alle Leistungen der Vordern einreihet und in neuem Gesamtblick

das Ganze der Wirtschaft, ihr Wesen und ihre Ziele in gleicher Lebendigkeit und Umfassung, mit gleicher Lebenskraft und -dauer darzustellen und zu deuten weiss, wie es den Klassikern vor einem Jahrhundert gelang. Als Wissenschaft kann auch die ökonomische Theorie nur im heissen Bemühen um reine Erkenntnis gestaltet werden, aber als empirische Wissenschaft und als Wissenschaft der Wirtschaft bedarf sie wieder wie ehemals des ganzen Reichtums von Anschauung und Erfahrung, der allein der «Exaktheit» Richtigkeit und Wahrheit, der Lehre Geltung, dem System Leben zu geben vermag.

